

Görlitz || Die Stadt an der Neiße

VON HEINRICH BORNKAMM

I. VOR 1914

DIE VORSTADT IM SÜDEN VON GÖRLITZ

Die Welt unserer Görlitzer Kindheit war von dem Großteil der Stadt durch das breite Gebinde der Eisenbahnschienen abgeschlossen, die hier in Richtung auf den nahen Bahnhof ausfächerten. Unsere Vorstadt zog sich in großer Länge, aber stellenweise nur geringer Tiefe an der Bahnlinie entlang; alles andere als eine geschlossene Anlage und doch eben darum eine ganze Stadt für sich. Es gab alles, was dazu nötig war: von den schönsten Villenvierteln bis zu den langen, zwar breit und luftig angelegten, aber erdrückend monotonen Arbeiterstraßen. Es war das Gebiet der modernen Maschinenindustrie mit ihren meist mittelgroßen Betrieben; aber ebenso war Raum für jegliches Handwerk, für behagliche bürgerliche Häuserreihen, für Gärten und Laubenkolonien. Hinter unserem Hause lag ein mächtiger Holzplatz, Gelegenheit zu unerschöpflichen Spielen mit den Enkeln des Besitzers, und daran anschließend ein riesiges Getreidefeld, noch heute ein unbebautes Gelände. Denn die Stadt hatte Raum zum Wachsen und brauchte sich nicht damit aufzuhalten, solche Flecken auf ihrem Plan zu beseitigen.

Ich habe erst später, als ich die Vorstadt als die Gemeinde meines Vaters sehen lernte, begriffen, was diese vielfältige Schichtung an Reichtum der Menschen und Probleme bedeutete. Uns Kinder berührte davon nur, was irgendwann unsere kleinen Kreise schnitt. Die Hauptrespektsperson war ohne Zweifel „der Kommerzienrat“ (Raupach), der Besitzer einer der Maschinenfabriken, der sich aus einfachem Stande heraufgearbeitet hatte, bei seinen Arbeitern darum geachtet war und durch die Gründung großer Laubenkolonien viel für sie tat. Auch wir erhielten in einer von ihnen einen Garten, halb zur Freude unserer Eltern, da sie nun wussten, wo sie uns unbesorgt hinschicken konnten, halb zum Kummer, da sie zum Bearbeiten keine Zeit hatten und wir durch nichts zu gewinnen waren, etwas dafür zu tun, dass er nicht im ehrgeizigen Wettstreit der Nachbarn seine unveränderlich klägliche Figur machte. Für uns war er Spielplatz und Startpunkt der unendlichen Jagden durch die langen Wege und Verstecke der Kolonie. Dem alten Kommerzienrat, der sie manchmal besuchte, wich man lieber aus, da man nicht wusste, was man auf die barsche Freundlichkeit des

wortkargen Mannes erwidern sollte. Meinem Vater war er in Gemeindenöten oft ein zuverlässiger Helfer. Und als er die große Glocke für unsere neue Kirche stiftete und unter Fuhrleuten und Arbeitern an der schlichten Feier zu ihrer Ankunft teilnahm, stellte sich eine scheue Vertraulichkeit ein. Der stolzeste Augenblick aber war, als wir in seinem Auto, einem der ersten in der Stadt, eine Fahrt über Land machten. Es dämpfte unsere Freude freilich sehr, dass wir dabei einen Hund überfuhren, der seinen mangelnden Respekt vor dem künftigen König der Landstraße mit dem Leben bezahlte.

Von der übrigen Welt der Fabriken interessierte uns nur die Schokoladenfabrik Mattke und Sydow. Ihre süßen, ahnungsvollen Düfte waren zuverlässige Wind- und Wetteranzeiger. Und die Kunde, dass die neu eintretenden Arbeiter und Arbeiterinnen sich zunächst so lange an Schokolade satt essen dürften, bis ihnen das Naschen verging, erhob sie ins Reich des Märchens. Am aufregendsten aber war es, wenn wieder einer der zweimal drei Söhne der beiden Besitzer bei meinem Vater als Konfirmand angemeldet wurde. Das erweckte die sichere Hoffnung auf ein prachtvolles Gelege des Osterhasen. Diese sechs Söhne, von denen der Weltkrieg nur wenige übrig ließ, schmückten übrigens eine der Schokoladentafeln der Firma, gleich den Kaisersöhnen wie die Orgelpfeifen aufgebaut, die Hände auf den Schultern des Vordermanns. Es war ein Rest patriarchalischen Empfindens, dass man sich davon einen Verkaufserfolg versprach.

Zu den mancherlei Handwerkern führten uns die Botengänge, die der Haushalt ergab; am liebsten zu dem alten Tischlermeister, einem stillen Mann mit hellen blauen Augen im bärtigen Gesicht, aus denen eine Seele sprach, die mit einer anderen Welt vertraut war. Es ergriff uns später tief, wie der fromme Mann im Kriege den Tod seines Sohnes und Erben trug. Alle Vorgänge in der Werkstatt, Geruch und Maserung des Holzes erregten mein Entzücken, das wohl von einer langen Zimmermannsreihe unter meinen Vorfahren stammte. Mein besonderer Freund aber wurde ein einstiger Kunstschmiede- und Schlossermeister Kühn, der in unserem Hause in der Wielandstr. 7 wohnte. Die beiden innig geliebten alten Leute waren Herrnhuter, und ich erfuhr im Laufe der Jahre, in denen ich oft täglich zu ihnen hinaufstieg, manches vom Leben, den Menschen und der Mission der Brüdergemeinde. Eine große Attraktion bildete die herbe, körnige Surinam-Schokolade, die sie direkt von Verwandten in den dortigen Brudersiedlungen geschickt bekamen, die Urschokolade gegenüber dem vermilchten Zeug, die ich seitdem nie wieder gefunden habe. Die „Tante“ Kühn schrieb Märchen, die sie auch manchmal in Zeitschriften unterbrachte, besaß aber auch allerlei Jugendbücher und Almanache, aus denen sie gern vorlas. Die Tragödie Heinrichs IV. habe ich hier kennen gelernt. Allmäh-

lich aber wuchs ich zu der männlicheren Welt des „Onkels“ heran. Da er viel liegen musste, durfte ich mich oft auf dem einfachen Wachstuchkanapee neben ihn legen, und er erzählte. Oft waren es Zukunftsbilder einer glänzenden militärischen Karriere, die er, der alte Soldat, sich für mich ausdachte. Ich sehe noch die fein gezeichnete und ausgemalte Postkarte vor mir, die er mir in die Sommerfrische schickte, auf der ich in Generalsuniform auf einem Schimmel die Meldung meines heransprengenden Ordonnanzoffiziers, meines Bruders, entgegennahm, dass der Feind fliehe. Öfter aber noch erzählte er mir von den politischen Weltbegebenheiten: Der „Panthersprung von Agadir“, der seltsame Name von Kiderlen-Wächter, auf den man werde achten müssen, oder der von Bethmann-Hollweg bleiben haften. Für mein erwachendes historisches Gefühl war das die rechte Nahrung. Ich habe des klugen, mir liebevoll zugewandten Mannes noch oft dankbar gedacht; vor allem regelmäßig, wenn ich an dem prächtigen schmiedeeisernen Gartentor einer großen Villa vorbeiging, von dem außer dem Besitzer wohl nur ich allein noch wusste, dass er es gemacht hatte.

Zur selbstgenügsamen Abgeschlossenheit unseres Vorstadtlebens gehörte, dass das Schönste der Umgebung in weitem Bogen an sie grenzte und dass wir nirgends eines Anmarsches durch die Stadt bedurften. Uns zu Füßen lag tief eingeschnitten das Tal der Neiße mit der schmalen Fußgängerbrücke, welche das ganze andere Ufer mit seinen herrlichen Spaziergängen durch Wald und Wiesen erschloss, lagen Badeanstalt, Schlittschuhbahn und Rodelbahnen. Von der Höhe des Weinberges, dem südlichsten Punkt des Hochplateaus, auf dem die Stadt liegt, sah man weit über die im Frühjahr oft in einen gewaltigen See verwandelten Neißewiesen auf das blaue Gebirge. Und von der westlichen Ecke unserer Vorstadt aus hob sich das Gelände langsam dem stolzen Basaltkegel der Landskrone entgegen, die, 200 Meter höher als die Stadt, nach allen Richtungen einen königlichen Blick gewährte. Sie wurde, zumal wir ihr 1914 in einer neuen Wohnung noch näher rückten, zur Mitte alles Schönen, was die Jahreszeiten zu bieten hatten, nicht zuletzt im Winter mit der großartig um den Berg geschlungenen Rodelbahn.

Nur an einer Stelle brauchten wir einen Brückenkopf jenseits der Eisenbahn, den hoch über der Neiße gelegenen Felsen des Blockhauses, von dem aus man mit Hilfe einer Tafel die ganze Kette der Berge von der Schneekoppe über das breit gelagerte Isergebirge bis zu den prachtvollen Kuppen der Sudeten, Jeschken und Lausche, verfolgen konnte. Hier ist mir im Frühling 1946 im Blick auf das geliebte Gebirge zum ersten Male ahnend klar geworden, was wir verloren hatten. Es zu fassen, war unmöglich

und ist es heute noch. Vor dem Blockhause war dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, dem Heerführer von 1866, ein Denkmal errichtet, dessen anatomische Unmöglichkeit: den linken Fuß voran und mit dem rechten Arm weit nach Böhmen vorausweisend, wir immer wieder ausprobierten. Vom Blockhause aus verfolgte man zugleich den Lauf der Züge über den mächtigen Viadukt, die imponierende Eisenbahnbrücke schon aus den Jahren 1844 bis 1847, die große Verbindungslinie hinein nach Schlesien. Hier standen wir dann oft und sahen die Truppentransporte, anfangs geschmückt mit Blumen und übermütigen Inschriften, später immer ernster und stiller, und die Lazarett- oder die interessanten Gefangenenzüge vorbeierrollen. Am Ende des Zweiten Weltkrieges war die wichtige Verkehrsader natürlich durch Sprengung unterbrochen worden; mächtige Trümmer des Viaduktes lagen unten in der Neiße, die nun auf der anderen Seite von polnischen Posten bewacht war. Ein mir bekannter junger Pfarrer, der als Offizier von den Amerikanern in Italien aus der Gefangenschaft entlassen worden war, benutzte die Trümmerinseln, um nachts den Fluss zu überschreiten und – wie ich es von einer Reihe von Pfarrern weiß – zu den Resten seiner Gemeinde in Schlesien zurückzukehren. Er hatte am Tage zuvor in Görlitz geheiratet und gab seiner jungen Frau vor dem Hinüberklettern die Anweisung: „Wenn es nicht geknallt hat, kommst du nach.“

DIE ALTE STADT

Wenn Görlitz im Westen oder Süden Deutschlands läge, gehörte es zu den bekanntesten deutschen Städtebildern. So wissen nur die Kenner etwas von der mächtigen fünfschiffigen spätgotischen Hallenkirche, der Peterskirche, die sich gleich Meißen, Merseburg oder Limburg auf hohem Felsen über dem eng eingeschnittenen Tal der Neiße erhebt, von dem mit Kaufmannslauben wie in Prag oder Bologna umzogenen Marktplatz, von den frühesten deutschen Renaissance-Häusern, die sich hier finden. Auch wir Kinder drangen natürlich nur langsam in diese geschlossene Welt ein. Sie war von uns getrennt durch den langen Schulweg, zwei und von der späteren Wohnung drei Kilometer, hin und zurück ein gutes tägliches Lauftraining, zumal man ja immer verspätet war. Er führte durch die üblichen Geschäftsstraßen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und endete dort, wo die alte Stadt anfang. Ihn freiwillig noch einmal zu gehen und weiterzustreifen, fühlten wir kein Bedürfnis, da wir es draußen so schön hatten.

So kam es, dass wir die alte Stadt zuerst von der entgegengesetzten Seite her kennen lernten, von dem alten Friedhof um die Nikolaikirche, der

Stätte der ältesten Siedlung, des slawischen Dorfes Gorelic, dessen Name 1071 unter Heinrich IV. zum ersten Mal auftaucht. Nach dem Friedhof hatte mein Vater oft zu Beerdigungen zu fahren, und es war ein Fest für uns, über dessen Verhältnis zu dem traurigen Anlass wir uns wenig Gedanken machten, wenn er uns mitnahm. Zu völligem Schweigen und Still-sitzen verpflichtet, blickten wir nur vorsichtig aus den Fenstern des vornehmen Landauers, streiften wohl einmal das abwesende, ganz in sich gesammelte Gesicht des Vaters und genossen, namentlich wenn wir von dem neueren glatten Granitpflaster auf die Basaltkatzenköpfe der Altstadtstraßen hinüberwechselten, das Trappeln der Pferde und das Rollen der Räder. Am Beginn des Friedhofs mussten wir aussteigen und konnten bis zu einer bestimmten Zeit herumstreifen. So prägte sich uns das Bild des alten, verfallenen Barockfriedhofs ein, der sich von der Nikolaikirche, der einstigen Pfarrkirche der Stadt, den Hang hinaufzog, mit überwachsenen Steinen, schönen geschmiedeten Gittern, Grabkapellen reicher Familien des 17. Jahrhunderts und mit den beiden besonders verehrten Gräbern: dem von Jakob Böhme mit einem großen schlichten Feldstein, dem amerikanischen Verehrer an seinem 300. Todestage 1924 eine kalte, der Umgebung unangemessene Marmorplatte mit symbolischen Zeichen hinzufügen, und dem von Minna Herzlieb, der Goethe einst im Frommannschen Hause in Jena seine Neigung zugewandt hatte. Der Spruch auf ihrem Grabstein: „Goethes Liebe verschönte deine Jugend, Goetheliebe schmückt dir nun dein Grab“ kam uns freilich recht verstaubt vor. Dicht neben der Kirche stand die geheimnisvolle Linde an dem Grabkapellchen des Pastor primarius Martin Moller († 1606). Wie so oft in der Geschichte der Kirche hatten die orthodoxen Alleswisser ihn der damaligen Modeketzerei, des Kryptocalvinismus, verdächtigt. Ein in sein Grab gesteckter Linden-zweig sollte nach seiner Voraussage Wurzel schlagen und seine Unschuld erweisen. Es war von ihm nur eine kurze Zeit- und Wegspanne hinüber bis zu Jakob Böhme (1575-1624), dem Schuhmachermeister und Mystiker, der ihn verehrte und von ihm nicht das auszustehen gehabt hätte, was ihm Mollers brutaler Nachfolger Gregor Richter antat. Zum Ausgleich sind jene Gegner vergessen, während Mollers lauterer Name noch in einigen zarten Liedern des Gesangbuchs weiterlebt.

Nach der Beerdigung ließ mein Vater, statt heimzukehren, den Wagen oft noch auf die Höhe hinauffahren, von der man den schönsten Blick auf die alte Stadt hat, und schickte ihn zurück, während wir einen Spaziergang machten. Da lag der Reichtum der herrlichen Türme vor uns: von dem mächtigen gotischen Turmpaar der Peterskirche – wie Köln und Ulm aus dem 19. Jahrhundert, aber glücklich aufgesetzt und nicht mehr wegzuden-

ken – über die eleganten, schlanken Türme des alten Rathauses und der einstigen Franziskanerkirche und ein paar kleineren Spitzen bis zu den barocken Hauben der drei kraftvollen Stadttürme und dem seltsamen Rundling des „Kaisertrutzes“, dem stärksten Bollwerk der alten Stadtbefestigung, das sich bei der Belagerung von 1641 diesen Ehrennamen erworben hatte.

Mussten wir, wenn mein Vater länger zu tun hatte, allein nach Hause gehen, so führte der Weg vom Gebiet der alten Siedlung um die Nikolai-kirche steilaufwärts auf die Höhe des Neißefelsens, den Ort der einstigen Burg der böhmischen Herzöge, von 1076 bis 1635 mit einigen Unterbrechungen Landesherren der Oberlausitz; dann wurde Görlitz kursächsisch und 1815 preußisch. Es war wohl die Stelle innerhalb der Stadt, wo man sich – ich weiß nicht, ob es anderen auch so gegangen ist – am stärksten „verreist“ fühlte: angesichts der gewaltigen Dimension der Peterskirche, des großen ungenutzten, wie von einer Burgmauer nach dem Felsabfall umgebenen, roh gepflasterten Platzes und des riesigen, mit kleinen Holzläden vor den Fenstern verschlossenen Steinhauses, das auf dem einstigen Burggelände stand. Was das archaische Gebäude einst bedeutet hatte, blieb verborgen; es konnte ja nicht immer der Feuerwehr gedient haben. Das Rätsel löste sich auch nur zum Teil, als ich später erfuhr, dass es als Stapel für Waid benutzt worden sei, das wertvolle Tuchfärbemittel, aus dessen Lagerung Görlitz lange Zeit große Gewinne zog. Denn was war Waid? Was war Stapelrecht? Zum Gefühl des Großartig-Fremden trug aber am meisten die domartige Kirche selbst bei mit ihrer strengen romanischen Westfassade und dem atemraubenden Wald schlanker Pfeiler, den das Innere in immer neuen Längs- und Diagonalblicken zeigte. Vertraut wurden wir mit dem Raum freilich erst später, als wir ihn öfter und verständnisvoller aufsuchten und vor allem als in der Zeit der aufblühenden Kirchenmusik nach dem Kriege die spätgotische Weite, die festliche barocke Ausstattung und Bachs Passionen sich zu einer zauberhaften Sprache verbanden. Es gab nur Kennern vertraute Emporen und Gestühle, wie den „Moyser Chor“ (nach dem ersten Dorf jenseits der Neiße genannt), die man rechtzeitig besetzen musste, um den vollen Genuss der halbdunklen Kirche für Auge und Ohr zu haben. Erst spät entdeckten wir auch die Schönheit der Krypta, eines von hohen Bogen auf schlanken Pfeilern überwölbten Raumes, den man erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts dem verlängerten Neubau untergezogen hatte, um ihn gegen den Felsenrand abzustützen; eine Seltenheit also gegenüber den schweren romanischen Unterkirchen, die man sonst meist als Krypten kennt. Und dass ich nicht dazu gekommen bin, die schöne Bibliothek alter theologischer und erbau-

licher Werke, die ich unvermutet in der Sakristei fand, genauer zu studieren und zu katalogisieren, tut mir heute noch leid. Ein besonderes Vergnügen bereitete es uns, dass das gewaltige Kupferdach aus einem Ablassverkauf Tetzels (1509) stammen sollte. Das ist freilich eine Legende, wenn auch eine leicht verständliche. Der Rat hatte von dem Erlös (dem besten nächst Köln!) die Hälfte für die Peterskirche gefordert – ein damals üblicher Ablass vom Ablass –, deren Dach man im gleichen Jahr neu zu decken begonnen hatte.

Der große, etwas verwahrloste Platz neben der Peterskirche und die unansehnlichen Häuser, die an ihn angrenzen, zeigen schon, dass es sich hier nicht um den Stadtkern handeln kann. Er liegt ein paar hundert Meter weiter entfernt, neben Dorf und Burg nun das dritte Element künftigen Gemeinwesens: die um 1220 durch König Ottokar von Böhmen gegründete Stadt. Sie erstand an der Stelle, der Görlitz weit über das Mittelalter hinaus seinen Wohlstand zu verdanken hatte, an der „Hohen Straße“, der großen Fernhandelsstraße quer durch Deutschland hinein nach Schlesien und Polen. Sie kreuzte sich hier mit der Straße, die durch die Lücke zwischen den Sudetenbergen nach Böhmen führte. Noch heute zeigt die lang gezogene Anlage der alten Stadt mit den beiden Märkten den Durchlauf der „Hohen Straße“ vom Reichenbacher Tor mit seinem durch einen doppelten Wehrgang schön gegliederten Turm zur Neißebrücke. Den Zugang von den neueren Stadtteilen zum ältesten Stadtkern um den Untermarkt bildet die schmale Brüderstraße, nach den *fratres minores* des Franziskanerklosters genannt. Man kann sich für den Eintritt auf den Markt keine geistvollere Szenerie denken. Links schwingt sich in einem ausgesparten Winkel des alten Rathauses die vielbewunderte Rath austreppe um eine freistehende, eine Justitia tragende Säule zu einer mit Reliefs verzierten Renaissancekanzel empor, von der einst die Verlautbarungen des Rats verlesen wurden. Als ich einmal in Tübingen das Glück hatte, mit dem alten Kunsthistoriker Dehio von einer Einladung gemeinsam nach Hause zu gehen, konnte er diese künstlerische Leistung höchster Qualität nicht genug rühmen. Von rechts folgt am Anfang der auf die Straße übergreifenden Marktablauben der elegante Erker des „Schönhofs“, eines der frühesten deutschen Renaissancehäuser (1526), der zurückspringenden Bewegung des Rathauses. Der Knick der Straße verzögert den Blick auf die behäbigen Kaufmannshäuser, die den Markt mit ihren Lauben umsäumen, und gibt ihn dann um so schöner frei. Natürlich waren wir zu scheu, in Häuser zu gehen, in denen wir nichts zu suchen hatten. So blieb es bei einem gelegentlichen Blick in ein hübsches Treppenhaus, das freilich seine Vornehmheit meist durch eingebaute Kleinwohnungen verloren hatte. Nur

eins der Häuser wurde mir näher vertraut, das großzügige Gebäude der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften an der Marktecke, wo sich die Straße zur Neiße hinabsenkt. Hier wohnte im zweiten Stock über der Bibliothek und den Versammlungsräumen mein Freund Horst Jecht, heute Nationalökonom in München, der Sohn des Görlitzer Ratsarchivars Richard Jecht. Das frühklassizistische Haus umschließt einen großen Innenhof, der in allen Stockwerken von Loggien umzogen ist, ein fast italienischer Eindruck. Ich betrat es immer mit einer Mischung von Bewunderung und Schauern. Es war selbst Geschichte, still und ernst wie ein Museum. Wie konnte man darin leben? Den Vater, dem die Stadt die wissenschaftlichen Fundamente ihrer Geschichte verdankt, traf man nur selten. Er blitzte einen zwar immer über seine dicken Brillengläser freundlich an, aber man drückte sich doch, um ihn nicht zu stören, rasch vorbei und verehrte ihn lieber aus der Ferne als den Inbegriff des gelehrten Archivars, wie ihn der Görlitzer Künstler Otto Merseburg gezeichnet hat: vor seinem alten Sekretär sitzend, umgeben von Folianten auf Tisch und Fußboden, kurz-sichtig über die Urkunden gebeugt, gegen die Kälte des Ratsarchivs durch einen dicken Schlafrock und mächtige Filztiefel geschützt. In seinen Vorträgen schüttete er seine Entdeckungen mit stürmischem Temperament aus, ganz gleich, ob es um Grundfragen des Stadtrechts ging, in denen er anerkannter Meister war, oder darum, dass der Meistersinger Adam Puschmann Brüderstraße 5 und nicht 6 gewohnt habe. Ich bewunderte, wie mein Freund Jecht, unser unerreichter Primus, dem den Platz streitig zu machen ich weder Gaben noch Ehrgeiz hatte, von Jugend auf in die Atmosphäre gelehrter Arbeit hineinwuchs und sich neben der Stadtgeschichte auch ein selbständiges kunstgeschichtliches Urteil an der schönen Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen bildete, welche die Gesellschaft besaß. Aber ich hätte diese klösterliche Welt doch nie mit dem Leben vertauschen mögen, das draußen am Stadtrand durch unser Haus ging. Unmittelbar neben dem mächtigen Eckhaus liegt das kostbarste der Görlitzer Renaissancehäuser (1570), das mit einer großen Zahl alt- und neutestamentlicher Reliefs in typologischer Anordnung geschmückt ist, ein unvergleichliches Beispiel dieser seltenen Dekoration eines Bürgerhauses. Außer solchen hervorragenden Beispielen die Fülle der kleineren Schönheiten an Portalen und Giebeln in den Straßen des alten Stadtkerns zu entdecken, waren unsere Augen leider zu ungeschult. Der Eindruck des Ganzen mit den zahlreichen malerischen Durchblicken auf Türme, Lauben und Plätze zog aber von Jahr zu Jahr mehr in seinen Bann.

Geht man durch die Brüderstraße zurück, so öffnet sich die enge Straße plötzlich zu dem weiten, langgestreckten Obermarkt, dem Zentrum der

neuen Stadt schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, eine für diese Zeit höchst großzügige Anlage. An seinem Eingang hatten die Franziskaner bereits 1234 – vierzehn Jahre nach der Anerkennung ihres Ordens und acht Jahre nach dem Tode ihres Gründers, ein Zeichen für die schnelle Ausbreitung der Bettelordensbewegung – ein Kloster errichtet. Seine Kirche, heute Dreifaltigkeitskirche, hatte eineinhalb Jahrhunderte später den schönen gotischen Langchor erhalten, der ihr die eigentümliche Fernwirkung gab. Glücklicherweise war das Schiff schon von den predigteifrigen Franziskanern durch den Anbau einer großen Kapelle zu einer Gemeindekirche umgebaut worden. Eine anorganische, aber für die Zweipoligkeit des Spätmittelalters bezeichnende Lösung, die später dem evangelischen Predigtgottesdienst mühelos einen geeigneten Raum bot. Die differenzierten Raumwirkungen, die wunderschöne „Goldene Maria“, das Meisterstück eines spätgotischen Schnitzaltars, ein überaus menschlicher sitzender Schmerzensmann, hübsche alte Malereien gaben der Kirche einen viel intimeren Charakter als der gewaltige Raum der Peterskirche und machten sie uns besonders lieb.

Der Obermarkt selbst war viel zu groß, um eine ähnliche Raumwirkung hervorzubringen wie der ältere. Er war für uns, die wir dort wenig zu suchen hatten, einfach ein großer Platz. Eine Reihe prächtiger Barockhäuser, die er aus der Spätblüte des Görlitzer Kaufmannslebens im 18. Jahrhundert besitzt, gingen für den flüchtigen Blick in seiner Weite und den überall eingeschobenen frechen Nachkömmlingen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter. Er war das gegebene Aufmarschgelände für patriotische Feiern. Von den hoffnungslos verhallenden Ansprachen der Kaisergeburtstagsreden vor den angetretenen 19ern blieb freilich nichts übrig als Anfang und Schluss: Kam'ran und das dreifache u-a, u-a, u-a! [= Hurral], dem, wie ein Trauermarsch gespielt, „Heil dir im Siegerkranz“ folgte.

Das originellste und in mancher Hinsicht bemerkenswerteste Bauwerk der alten Stadt habe ich zu meiner Schande in meiner Jugend mit völliger Missachtung behandelt: eine Nachbildung des heiligen Grabes in Jerusalem, die der reiche Bürgermeisterssohn Georg Emmerich nach einer Pilgerfahrt ins heilige Land um 1500 hatte errichten lassen. Es lag am entgegengesetzten Ende unserer Welt in der entsetzlich langweiligen Heiligengrabstraße, der man nicht mehr ansah, dass hier einmal ein Prozessionsweg zum Grabe und der daneben stehenden reizenden Kapelle zum heiligen Kreuz geführt hatte. Erst als ich viel später bei Gustaf Dalmann gelesen hatte, dass die Görlitzer Nachbildung die genaueste sei und am meisten zur Rekonstruktion des Urbildes beitrage, schlug mein Gewissen, und ich besuchte wenigstens einmal das seltsam orientalische kleine Bauwerk in dem

malerischen alten Garten, den man in dem trostlosen Vorstadtviertel nicht erwartete.

DIE SCHULE

Unser Gymnasium war, wie mein Schul- (leider nicht Klassen-) Kamerad Werner Finck in seinem Lebensrückblick zu erzählen pflegt, „Ein gotischer Bau, besser gesagt: ein spätgotischer Bau, sehr spät gotisch sogar“.¹ Es war 1854 an Stelle des Franziskanerklosters gebaut worden, in dem es schon eine fast dreihundertjährige Geschichte erlebt hatte. König Friedrich Wilhelm IV. hatte selbst das alte Kloster besichtigt und einen Umbau – es wurde ein Neubau daraus – im Stile der romantischen Neugotik gefordert. Romantisch war nichts für uns an dem strengen Kasten, der in seinem schwarzen, unverputzten Granit hässlich von der hellen Dreifaltigkeitskirche abstach, die den Schulhof nach der Seite des Obermarktes begrenzte. Nur die Aula, der Ort – mit einer Äußerung Goethes an Zelter zu sprechen – „herz- und dacherhebender“ Chorgesänge und qualvoller Schulan-dachten der Lehrer, erhielt durch ihre hohen Spitzbogenfenster eine gewisse Festlichkeit.

Übrigens Werner Finck: Da er einige Klassen unter mir war und zudem seine Schullaufbahn aus Missbehagen frühzeitig für ein paar Jahre unterbrach, blieb er mir natürlich unbekannt. Wenn es irgendwo Klassengeist gibt, dann in der Schule. Nach unten wie nach oben sind Klüfte befestigt, wenn es sich nicht zufällig um einen guten Reckturner oder 100-Meter-Läufer handelte, auf den die Schule bei Sportwettkämpfen ihre Hoffnung setzte. Sonst kannte man auch aus den höheren Klassen, zu denen man noch eher hinauf- als auf die niederen hinabsah, nur wenige Namen und wusste von noch wenigeren etwas Näheres. So sehe ich noch das verschlossene und stolz wirkende Gesicht des zwei Jahre älteren Hans Joachim Iwand² vor mir, ohne dass ich irgend eine Vorstellung von ihm gehabt hätte.

Wir genossen damals noch den Vorzug, statt der Volksschule die nur dreijährige Vorschule zu besuchen. Und da ich mit fünfdreivierteil Jahren zur Schule gekommen war, konnte ich mit 18 Jahren die Universität beziehen. Diesem unbezweifelbaren Nutzen stand gegenüber, dass wir mit den Schülern der Volksschule nie in Berührung kamen. Auch im Konfirmandenunterricht waren wir, da die großen Klassen sowieso geteilt werden mussten, getrennt. Das gab natürlich ungute Spannungen, und die einzigen

¹ Werner Finck, *Alter Narr – was nun?* [1972], 1975ff, S. 23 (dtv 1044).

² Später Professor der Theologie, führender Vertreter der Bekennenden Kirche.

Berührungen waren zeitweilige Feldzüge, die aber durch die Organisation bestimmter „Banden“ begrenzt waren und eine Art von Völkerrecht erhielten. Es waren weniger Prügeleien als Schleich- und Jagdspiele, bei denen es auf geschickte Überrumpelung und Gefangennahme ankam. Einmal aber kam es zu dem empörenden Verrat, dass einer aus unserer Klasse – natürlich, sagten wir, der Sohn des Redakteurs der sozialdemokratischen Zeitung – die Führung einer Volksschülerbande übernahm und ausgerechnet auf dem uns ziemlich unbekannten Gelände jenseits der Neiße zum Kampf herausforderte. Er hatte im übrigen keinen leichten Stand bei uns; ich kann rückblickend schwer sagen, wie viel dazu diese isolierende Herkunft und ein grobes, aggressives Wesen beitrugen. Allzuviel militärischen Ruhm ernteten wir „Pennäler“ in diesen Kriegszügen nicht, da wir den anderen mindestens an Zahl, oft aber auch an Draufgängertum unterlegen waren. Jedenfalls war es sicher ein Mangel, dass wir keinen der heranwachsenden Handwerker und Arbeiter von der Schule oder anderen Berührungen her kannten. Unsicherheit unsererseits und ein gereiztes Gefühl des Zurückgesetztheits ihrerseits, in seltenen Fällen auch einmal die enttäuschte Sehnsucht eines über seine Schulbildung Hinauswachsenden nach der geistigen Welt, in der wir lebten, waren die Folge davon.

Unser Gymnasium war, als ich 1909 von der Vorschule hinüberwechselte, in einem Verjüngungsprozess begriffen, der bei kräftiger und geschickter Leitung etwas Gutes aus ihm hätte machen können. Daran aber fehlte es. Unser Direktor Emil Stutzer besaß zwar wissenschaftlich einen gewissen Namen, da er sich literarisch mit neuester Geschichte und sogar mit der noch ganz modernen Soziologie beschäftigte; er hatte ein Buch über die deutsche Großstadt geschrieben. Aber sein Interesse war so sehr diesen Liebhabereien zugewandt, dass für die Führung der Schule nicht viel übrig blieb und auch sein Unterricht – abgesehen von diesen Gebieten, in denen eine Menge bei ihm zu lernen war – nicht viel taugte. Natürlich bedeutete der Krieg einen schweren Rückschlag. Aber das traf alle Schulen. Und wie man trotz seiner Auswirkungen eine Schule durch glücklichen Griff in der Wahl der Lehrer wieder aufbauen konnte, das exerzierte der Direktor des Realgymnasiums, Bockelmann (der Vater des Strafrechtlers Paul Bockelmann), glanzvoll vor.

Leider haben wir mit der mittleren und jüngeren Generation der Lehrerschaft wenig Berührung gehabt. So erhielten nicht wir, sondern unsere Parallelklasse den ausgezeichneten Walther Heinrich Voigt, den späteren Kieler Nordisten, als Klassenlehrer, dessen durch die Brillengläser blitzendes Temperament ebenso anziehend wie gefürchtet war; er warf nach den Unaufmerksamen mit Schwamm und Kreide, notfalls auch mit dem

Schlüsselbund. Aber sein Unterricht, vor allem seine Religionsstunden, galten etwas, während die unseren bei mir das runde Ergebnis erzeugten, das ich meiner Mutter mitteilte: „Religion ist Mist“. Aber auch abgesehen von diesem heiklen Fach, in dem uns fast in der ganzen Schulzeit das Unglück verfolgte, waren wir ruhigeren, weniger auf- und anregenden Herren anvertraut, von denen der eine – klein, eisgrau, herzensfreundlich, aber gelegentlich in hohem Diskant bellend – seinen Spitznamen „Pinscher“ ehrlich verdient hatte. Es war für uns höchst überraschend und belustigend, als zu Beginn des Krieges auch er in feldgrauer Offiziersuniform mit überlebensgroßem Säbel erschien. Fast alle Akademiker waren ja Reserveoffiziere, und es bedeutete für unsere Schule eine Katastrophe, dass nicht nur die Felddienstfähigen sofort einrücken mussten, sondern dass die Wehrbehörde wie sie selbst in der Begeisterung von 1914 bis zur höchsten Altersgrenze und zum Direktor hinauf es für wichtiger hielten, Rekruten zu mustern oder auszubilden, statt für die Kontinuität des Schulunterrichts zu sorgen. Als sie dann nach ein bis zwei Jahren zurückgeholt wurden, war diese schon an manchen Stellen unheilbar zerrissen.

Zu den wenigen zukunftsreichen jüngeren Lehrern, die wir vor 1914 hatten, gehörte der, den ich in meiner Schulzeit am kürzesten gehabt habe und dem ich am meisten verdanke: Dr. Fritz Mundry. Er hatte noch als Lehramtskandidat in der Untertertia bei uns im Griechischen teils hospitiert, teils unterrichtet und übernahm uns, zum Oberlehrer ernannt, in Obertertia als seine erste Klasse. Freilich nur für ein Vierteljahr; dann brach der Krieg aus, und nach drei Wochen war er bei Longwy³ gefallen. Dass es so etwas an mitreißender Frische und Straffheit des Unterrichts gab und dass man sich dafür jede Art von Strenge gefallen ließ, hatte ich nicht geahnt. Unter meinem ersten deutschen Aufsatz stand: „B. neigt zu Phrasen und großen Worten“. Das traf mich, und ich sagte mir: Das darf nie wieder drunterstehen. Es war der erziehlichste Satz, den ich während der Schulzeit gehört habe. Er tauchte auch später immer wieder als Warnung auf, stets verbunden mit dem Bilde dieses Mannes, dessen Tod der erste große Schmerz meines Lebens war. Ich habe die kleine Photographie, die seine Mutter meinem Vater auf seinen Beileidsbrief für mich geschenkt hatte – ein toderntes Gesicht mit fest geschlossenen Lippen, in der Felduniform von 1914, mit der überzogenen Pickelhaube – viele Jahre auf meinem Schreibtisch stehen gehabt und besitze es noch.

³ Longwys wurde am 26.8.1914 eingenommen.

KIRCHE UND PFARRER

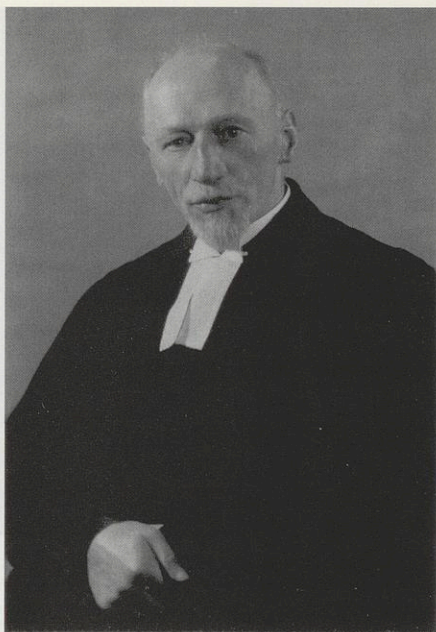
Die Familien, die uns außerhalb unserer Nachbarschafts- oder Schulfreundschaften am nächsten vertraut wurden, waren verständlicherweise die Pfarrfamilien. Und zwar merkwürdigerweise – so war es jedenfalls bei mir – nicht von ihren Kindern oder Müttern, sondern von ihren Vätern her. Ich hatte zufällig keine Alterskameraden in den anderen Pfarrhäusern – bis auf einen in meiner Klasse, der aber durch seine mathematisch-physikalischen Interessen von mir so verschieden war, dass eine Freundschaft nicht entstehen konnte. Aber die öffentliche Wirksamkeit der Väter und ihre amtlichen Beziehungen zu meinem Vater, von denen er in seiner mitteilbaren Art viel erzählte, gaben mir doch von vielen eine lebendige Anschauung, die sich beim Heranwachsen durch die persönlichen Begegnungen mehr und mehr vertiefte.

Die kirchlichen Verhältnisse im Görlitz meiner Jugend waren ein guter Spiegel für wesentliche Züge der damaligen evangelischen Kirche. Nach der Jahrhundertwende besaß die Stadt eine Mehrheit von liberalen Pfarrern, neben denen einige von vermittelnder theologischer Denkweise und nur wenige orthodoxe oder pietistisch bestimmte standen. Das hing sicherlich damit zusammen, dass der Magistrat Patron aller Pfarrstellen war und damit bei der Besetzung die Auswahl der Probeprediger und, obwohl die Gemeindevertretung sich äußern konnte, die letzte Entscheidung in der Hand hatte. Soweit ich es übersehen kann, hat er von seinen Rechten einen guten Gebrauch gemacht. Es waren zumeist selbständige, charakteristisch geprägte Persönlichkeiten, von denen einige später auf theologische Professuren kamen oder sich sonst einen Namen erwarben. Der Bedeutendste aus der älteren Generation war Martin Schian, der bald Professor für Praktische Theologie in Gießen und später einer der beiden schlesischen Generalsuperintendenten wurde; ein Mann von großem Wissen, Klugheit und Arbeitskraft, dessen oft zunächst befremdende Spröde nur die Kehrseite einer Energie und Festigkeit war, die er 1933 am Anfang des Kirchenkampfes bewies. Trotz des Überwiegens der liberalen Gruppe gab es keinen nennenswerten Richtungsstreit. Man hatte Achtung voreinander und konnte sie haben. So ist es vorgekommen, dass in dem kollegialen „Kränzchen“, dessen brüderlicher und oft fröhlicher Ton viel zum Ausgleich der Gegensätze beitrug, ein „Liberaler“ über „die Bedeutung der positiven Theologie“ und ein „Positiver“ über „die Bedeutung der liberalen Theologie“ referierte. Erst unter dem Nationalsozialismus ist durch die „Deutschen Christen“ dieser Geist zerstört worden. Auch in unserem Hause standen der kluge und würdige Vertreter der positiven Theologie, Dr.

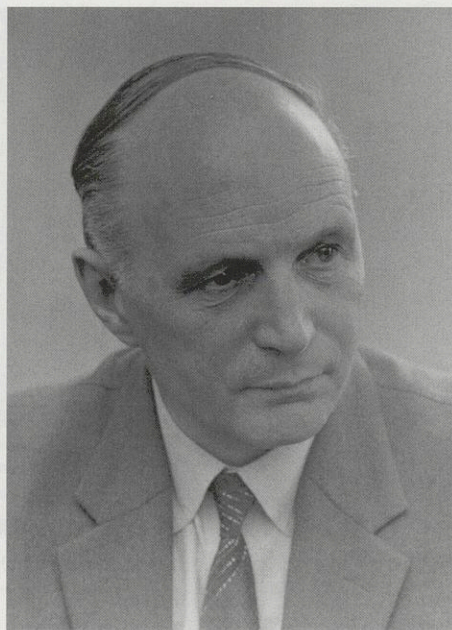
Festner, an den sich die kirchlich und politisch konservativen Kreise anschlossen, und vor allem der ähnlich denkende, aber mehr vom Geist der Erweckung bestimmte Pastor Tietze, das Vorbild eines Christen, in hohem Ansehen. Bei seinem frühen Tode war ich zum ersten Male betroffen von dem Beerdigungstext: „Er war ein brennend und scheinend Licht, wir aber wollten eine Weile fröhlich sein in seinem Licht.“ (Joh 5, 35)

Görlitz war damals eine relativ kirchliche Stadt, wenn auch ohne ausgeprägte Eigenart. Es hatte weder die Gegenreformation erlebt, da die Habsburger nicht wagen konnten, in dieser Region durchzugreifen, und es seit 1635 zu Kursachsen gehörte, noch den Pietismus, der ja überhaupt im orthodoxen Sachsen keinen Fuß fassen konnte; Zinzendorf hatte aus dem nahen Herrnhut weichen müssen. So fehlten die Reserven erweckter Gemeinden wie etwa im Rheinland oder in Württemberg. Dafür aber griff eine gute und weithin durchaus bewusste kirchliche Sitte durch alle Bevölkerungsschichten bis hin zu vielen Gebildeten, am geringsten sicher in die Arbeiterschaft. So wenig dieser Zustand einem wirklichen Prediger des Evangeliums genügen konnte, so muss man doch rückblickend sagen, dass zu manchem, was später Görlitz von anderen Städten unterschied, in einer jahrzehntelangen Arbeit treuer Seelsorger, so verschieden sie im Einzelnen waren, der Grund gelegt wurde. Die „Deutschen Christen“ haben später nur eine geringe Rolle gespielt, obwohl sie ein paar ehrgeizige Vertreter unter den jüngeren Pfarrern fanden, die meinem Vater als damaligem Superintendenten das Leben sauer machten. Ein Zeichen für die innere Verfassung der Gemeinden war es, dass nach dem Zweiten Weltkrieg die für eine Stadt dieser Größe ungewöhnliche Zahl von etwa 25 jungen Theologen aus ihr hervorging. Und wenn die Kirche von Görlitz und der Oberlausitz, des Restes von Schlesien, sich heute trotz der Schwierigkeiten, die an ihr wie an allen Kirchen in der sowjetischen Zone zehrten, ein Stück besonderer Festigkeit bewahrt hat, so verbindet sich darin mit der Treue der heutigen auch der Segen früherer Generationen.

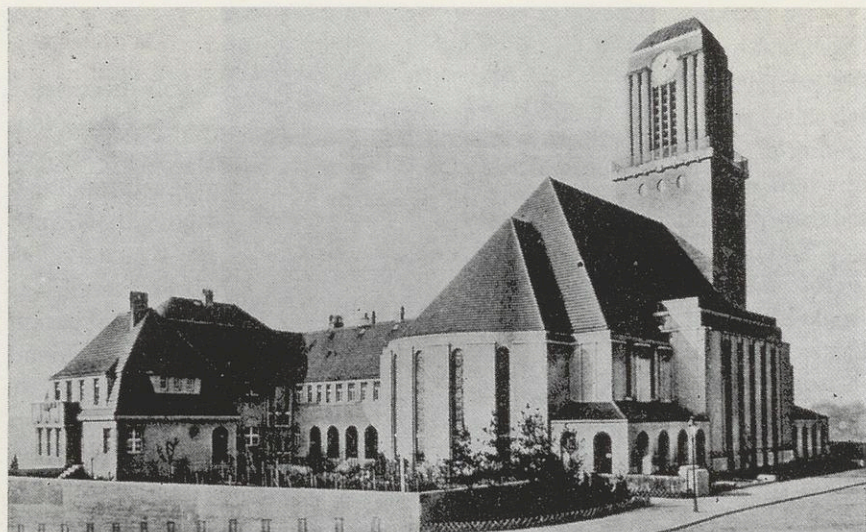
Als wir nach Görlitz kamen, gab es noch den Pastor primarius, der wie im mittelalterlichen und reformatorischen System eigentlich der einzige Pfarrer der Stadtkirche war. Alle anderen, auch die an den später entstandenen Kirchen, waren und hießen Diaconi. Das war zwar gerade abgeschafft, aber dem Primarius blieb sein Titel. Ihn beim Letzten der langen Reihe mit dem Bilde eines so liebenswerten Mannes zu verbinden, hatte für mich später, als ich mit seinem weit entfernten herrischen Vorgänger Gregor Richter, dem grimmigen Gegner Jakob Böhmes, Bekanntschaft



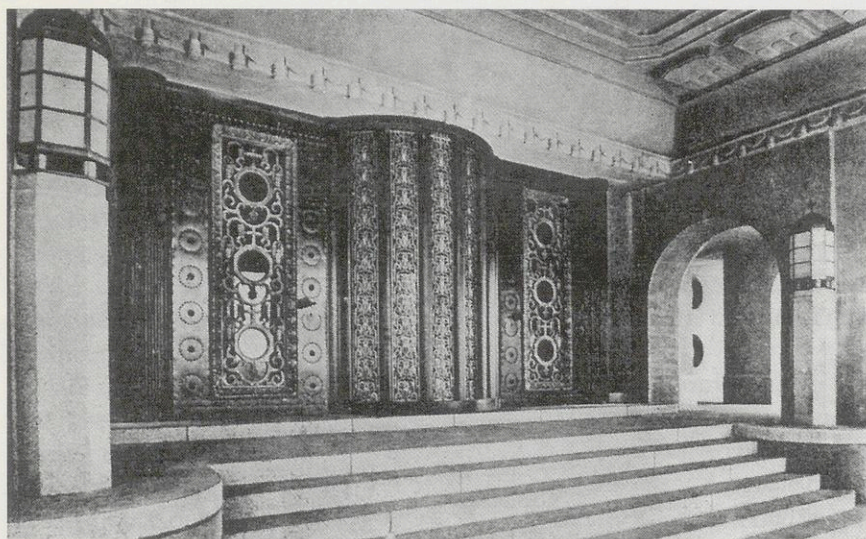
Superintendent Georg Bornkamm (1873–1950)



Professor Heinrich Bornkamm (1901–1977)



Ev. Kreuzkirche in Görlitz mit Pfarrhaus (Außenansicht)

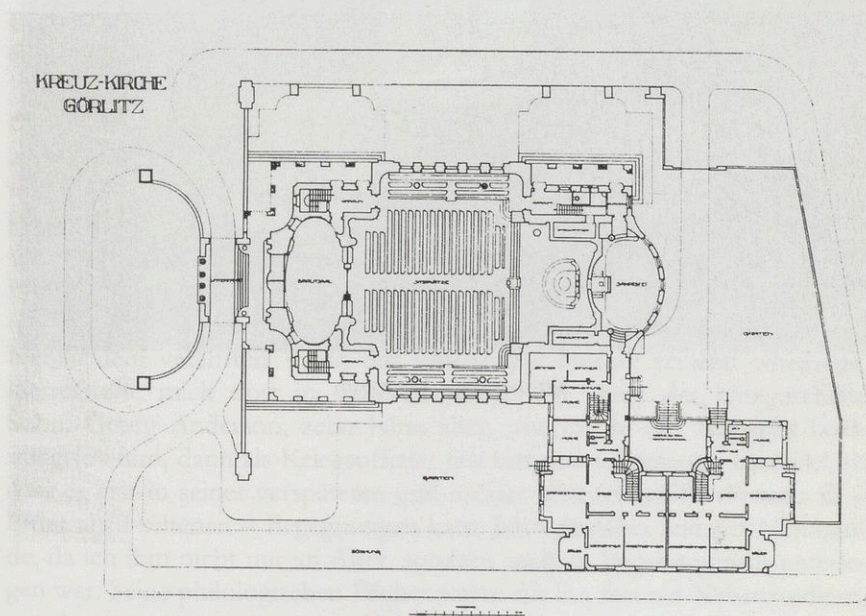


Kircheneingang Kreuzkirche (Innenansicht)



Kreuzkirche Innenansicht

Die Ansichten der Kreuzkirche sind der Schrift: Die Evangelische Kreuzkirche in Görlitz 1916–1990, hg. von der Ev. Kreuzkirchengemeinde Görlitz, Görlitz 1990, entnommen



Kreuzkirche Grundriß



Kreuzkirche Altarraum

machte, immer etwas Versöhnendes. Der alte Primarius Schmidt⁴ mit seinem grauen Bart und seinem immer schief sitzenden Kneifer – die übrigens damals fast allgemein getragen wurden und ganz andere Möglichkeiten für das Gestenspiel boten als die festsitzenden Brillen – war alles andere als ein Eiferer. Mit seiner kräftigen Stimme und Diktion dem Riesenraum der Peterskirche gewachsen, alter Burschenschaftler, war er der rechte Mann für alle männlichen Aufgaben, die Bändigung der schwierigen Altstadtkonfirmanden und die Gottesdienste und Ansprachen bei nationalen Feiern. Aber der noch viel gewinnendere Abschluss der langen Primarien-Reihe war die geliebte Primaria, eine Frau von bezaubernder Herzengüte und natürlicher Klugheit, die ihr, der Bauerntochter, unter den übrigen Pfarrfrauen, den ehemals „höheren Töchtern“, eine absolute Gleichberechtigung und allgemeine Verehrung eintrug. Sie war die Seele ihres Männerstaats mit den fünf Söhnen, die alle ihre eigenen, für ein Pfarrhaus unkonventionellen Wege gingen: Kaufmann, Seemann, Offizier, Maler; der jüngste, damals noch Schüler, war ein leidenschaftlicher Astronom. Seine Mutter hatte durch ihre Sparsamkeit die Anschaffung eines Fernrohrs für ihn ermöglicht. An klaren Abenden zog sie oft mit ihrer Nähmaschine hinauf zu ihm in die Bodenkammer und nahm an seinen Beobachtungsfreuden teil. Der Krieg ließ dann zwei von den Söhnen übrig.

Neben dem altertümlichen Primariatspfarrhaus an der Peterskirche war das Reizvollste – und für uns dank der persönlichen Freundschaft viel anziehender – das des damaligen Superintendents Anderson⁵. Von außen war es eins der niedrigen, unscheinbaren Häuser der eintönigen Langenstraße, die am Rande der Neustadt von 1250 für die Ackerbürger mit ihren Wirtschaften entstanden war. Ging man aber durch die dunkle Diele im Erdgeschoss hindurch, so kam man in einen abgeschlossenen Garten, der mit seinem plätschernden Brunnen einen zauberhaften Frieden atmete. Neben dem verehrten Vater, der Würde und Humor reizend vereinigte, interessierte mich dort in späteren Jahren vor allem der blitzgescheite Sohn. Georg Anderson, zehn Jahre älter, war mir in der Schulzeit hoffnungslos fern, dann als Kriegsoffizier fast um eine Generation entrückt, so dass es erst in seiner verspäteten und meiner sehr frühen Studienzeit zu – leider allzu seltenen – Begegnungen kam. Ich war dabei rein der Nehmende, da ich ihm nicht nur an Alter, sondern auch an Begabung weit unterlegen war. Seine philologischen Fächer waren für ihn fast ein Nebenstudium,

⁴ Paul Schmidt (1856-1930), seit 1892 Diakonus in Görlitz, 1911 Primarius, 1921 emeritiert.

⁵ Fritz Anderson (1863-1928), seit 1896 Diakonus an der Dreifaltigkeitskirche in Görlitz, seit 1911 Superintendent.

sein eigentliches Interesse gehörte der Philosophie; er promovierte mit einer Arbeit zur Altersethik Kants. In jedem Gespräch brannte er ein Feuerwerk von Scharfsinn und Witz ab. Ich habe es später oft beschämend empfunden, dass er wegen seines Alters den Weg zur Universität nicht mehr wagte, während er mir durch die Opferwilligkeit meiner Eltern geöffnet wurde.

Zu unseren nächsten Freunden gehörten auch die beiden jüngeren Kollegen des Primarius an der Peterskirche – eng miteinander befreundet und amüsant voneinander verschieden. Der eine, Pastor Onnasch⁶, war ein Freund der Musik und der Sterne. Seine klingende Stimme, mit der er schon von weitem über die Straße grüßte, machte ihn zur Stütze des Bass in allen Bachkantaten; er spielte vorzüglich Klavier – „mit Barbarenanschlag“, wie er selbst über sein Empfindungsmusizieren spottete. Daneben schrieb er eine populäre Einführung in die Sternkunde. Beides war Ausdruck seines Glaubens an Harmonie in der Schöpfung wie zwischen Menschen. Er traute jedermann nur das Beste zu. Er hatte einmal zwei Beerdigungen zu halten: die einer armen Frau, die von einem Haufen unversorgter Kinder weggestorben war, und die eines alten adligen Fräuleins. Als er mitten dabei war, die mütterliche Leistung jener Frau und den durch ihren Tod entstandenen Jammer auszumalen, überfiel ihn angesichts der immer länger werdenden Gesichter der Leidtragenden die beklemmende Frage: Solltest du etwa den Sarg des alten Fräuleins vor dir haben? Er transponierte also, so gut es ging, in seine andere Rede. Als mein Vater ihn fragte, was die Angehörigen denn auf seine Entschuldigung gesagt hätten, antwortete er fröhlich: „Ach, die haben sehr gut verstanden, dass so etwas vorkommen kann.“

Der andere, Pastor Treu⁷, war in vielem genau das Gegenteil. Lang aufgeschossen, engbrüstig, namentlich im schwarzen Rock wie ein armer Kandidat im ersten theologischen Examen wirkend, kam er im Gegensatz zu Onnaschs weit ausholenden Bewegungen mit kurzen, eiligen Schritten daher. Seine Erscheinung und seine Falsettstimme verliehen ihm immer etwas Jünglingshaftes. Was der andere in der Musik suchte, fand er in der Welt der Bücher. Er war in Philosophie und namentlich Dichtung nicht nur ungemein belesen, sondern wusste auch in Vorträgen, Predigten und im Gespräch davon mitzuteilen. Als wir später auf der Universität waren, holte er uns immer wieder über das aus, was wir von dort mitbrachten. Er

⁶ Carl Onnasch (1874-1933), 1899 Geistlicher am Diakonissenhaus in Posen, seit 1906 Diakonus an der Peterskirche in Görlitz.

⁷ Theodor Treu (geb. 1877), 1905 Pfarrer der reformierten Gemeinde Glogau. Seit 1912 Pfarrer in Görlitz, vor allem in Moys, seit 1926 an der Peterskirche.

und seine Frau, eine quicklebendige Schweizerin, an Originalität und Bildung die auffallendste unter den Pfarrfrauen, waren kirchlich und politisch im entschiedensten Sinne liberal; er mit seinem Einschuss von Herrnhutertum, aus dem er kam, eine damals nicht seltene Verbindung.

Ein Einspänner, keiner der Gruppen näher verbunden, war ein Mann, der jahrelang in einem tragischen, unser Familienleben belastenden Gegensatz zu meinem Vater stand: Pastor Zobel⁸ von der Dreifaltigkeitskirche, der – natürlich auch von meinem Vater – hoch anerkannte gelehrte Kirchenhistoriker von Görlitz, dem die Stadt eine ausgezeichnete Reformationsgeschichte verdankt. Aber die beiden Männer waren so grundverschieden, dass sie fast immer in gemeinsamen Angelegenheiten gegeneinander stehen mussten, und das waren bei der Finanzeinheit der Gesamtgemeinde, die trotz der Verselbständigung der Einzelgemeinden festgehalten worden war, nicht wenige. Im Unterschied von meinem impulsiven, das Wort nicht wägenden, gern vertrauenden, immer neue Aufgaben sehenden und mit Hingabe durchführenden Vater war Zobel ein besorgter Rechner, ein Wahrer der Tradition, ein Meister der juristischen Formulierung, gegen jeden neuen Vorschlag misstrauisch, ein Debatteredner von schneidender Schärfe in der Sache wie in der Stimme, die auch seine an sich gedankenvollen Predigten schwer genießbar machte. Was mein Vater in Görlitz durchgeführt und gebaut hat, hat er fast durchweg gegen den erbitterten Widerstand dieses Gegenspielers getan, unter dem er furchtbar litt und den er doch in seiner Weise auch schätzte. Kein Zweifel, dass auch Pastor Zobel an dieser Gegnerschaft gelitten hat. Und so fand er schließlich später den Weg zu einer aufrichtigen Versöhnung, zu der mein Vater so oft die Hand ausgestreckt hatte.

Die Görlitzer Pfarrerschaft vor dem Kriege war geistig durch die Probleme der Jahrhundertwende bestimmt, sei es durch den stürmischen Durchbruch der kritischen Theologie, sei es durch die Bemühungen, unaufgebbare biblische Wahrheiten gegen ein Übermaß der Zerstörung einzudeichen. Insofern bildete sie trotz aller Unterschiede des Alters, Temperaments und Denkens eine Generation. Ein völlig neues Element trat in sie ein mit dem bedeutendsten und wissenschaftlich gebildetsten: Lic. Waldemar Macholz⁹. Er hatte sich als geistvoller Studieninspektor am Wittenberger Predigerseminar einen Namen gemacht, übernahm für kurze Zeit eine

⁸ Alfred Zobel (geb. 1865), 1892 Pfarrer in Kohlfurt, 1902 Diakonus in Görlitz, 1905 Dreifaltigkeitskirche, 1931 emeritiert.

⁹ Waldemar Macholz (geb. 1876), 1906 Lutherkirche Görlitz, 1910-1913 am Ev. Gemeinde-saal, 1915 Superintendent in Berlin-Köln-Land I, 1924 Direktor des Predigerseminars in Wittenberg, 1927 Professor für Praktische Theologie in Jena, 1938 entpflichtet.

Pfarrstelle an der Luthergemeinde, bis mein Vater ihn bewegen konnte, auf die neu gegründete zweite Pfarrei in unserer Südstadt hinüberzuwechseln. Äußerlich gesehen ein schlechter Tausch von dem zwar romanisch imitierten, aber doch stattlichen Rundbau der Lutherkirche in den jämmerlichen Gemeindesaal, einen früher übel beleumundeten Gasthaussaal, der damals unserer Gemeinde noch die Kirche ersetzen musste. Aber der Tausch wurde aufgewogen durch die freie Arbeit am Aufbau einer neuen Gemeinde und das Vertrauensverhältnis zu meinem Vater, aus dem dann eine die ganze Familie umspannende lebenslängliche Freundschaft und Schicksalsgemeinschaft in guten und bösen Tagen wurde bis zur Heirat unserer jüngsten Schwester mit dem ältesten Sohn Macholz, der dann 1941 als Fallschirmjäger auf Kreta fiel.

Macholz war in die bisherigen Kategorien theologischen Denkens nicht einzureihen. Völlig unbefangen in allen Fragen der kritischen Bibelforschung, war er doch ein entschiedener Gegner der liberalen Theologie, die das Evangelium im wesentlichen als eine Sittenlehre verstand und darum ohne Mühe mit dem Geist der Humanität im klassisch-idealistischen Denken verknüpfen konnte. Er grub dagegen die Paradoxien des paulinischen Denkens, die Verlorenheit des Menschen und die Unbegreiflichkeit der erlösenden Liebe Gottes am Kreuz wieder aus der tieferen Bodenschicht aus, in die sie für das menschenfreundliche und -vertrauende Denken der Liberalen versunken war. Und doch war er weder Pietist noch Orthodoxer, sondern allen Fragen der historischen Exegese offen. Dass kritische Schriftforschung nicht notwendig liberale Theologie bedeute, ist mir, als ich dann in meiner Studienzeit oft das Glück des Gesprächs mit ihm hatte, an ihm zum ersten Male aufgegangen. Er gehörte damit zu den Einzelgängern, die auf die große Wende in der Theologie nach dem Kriege zuwanderten. Paulus, Luther und Kierkegaard waren schon damals seine Wegführer – der Theologie der Zeit noch recht fremde Mächte. Infolgedessen ist die Wirkung seiner schwer erarbeiteten, die Leidenschaft des Herzens auch in der Sprache verratenden Predigten wohl auch auf eine Schicht ernster, aufwühlbarer Hörer beschränkt geblieben, während sie anderen fast erschreckend waren. Die Freundschaft mit meinen Eltern gründete neben der persönlichen Sympathie darauf, dass mein Vater in einem sonst liberalen Denken sich immer das Verständnis für die paulinisch-lutherische Sünden- und Gnadenlehre, wenn auch in einem viel weniger dogmatischen reflektierten Sinne, bewahrt hatte. Es war vorauszusehen, dass ein Mann von Macholz' Gaben nicht lange in einem Gemeindepfarramt bleiben würde. Seit er kurz vor dem Ersten Weltkrieg Görlitz verließ, führte ihn sein Weg rasch weiter: zum Propst in Kemberg, zum Superintendenten in

zwei Berliner Kirchenkreisen – in Dahlem saß ich dann oft unter seiner Kanzel in der Annenkirche und machte lange theologische Nachmittags-spaziergänge mit ihm durch den Pfarrhausgarten –, zum Direktor des Wittenberger Predigerseminars und schließlich zum Professor für Praktische Theologie in Jena.

Das hohe Niveau der Görlitzer Pfarrerschaft vor dem Kriege hat sich gewiss nicht völlig halten lassen. Wie könnte es anders sein? Aber es wirkte doch in einzelnen Gestalten lange nach und bildete im Stillen einen anspornenden Maßstab.

DIE „FREUNDE DER CHRISTLICHEN WELT“

In lockerem Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben stand in Görlitz eine Gruppe von Gebildeten, deren heute unverständlich gewordener Name von der Zeitschrift „Die christliche Welt“ herrührte, um die sie sich scharte. Aus einer Lesergemeinde war so etwas wie eine Gemeinde geworden: sicher ein Beweis für die prägende Kraft des Blattes und seines Redakteurs, des Marburger Professors Martin Rade. Dabei wäre es schwer gewesen, anzugeben, worin eigentlich die leitende Idee der Zeitschrift lag, ja auch nur zu sagen, was ihr Titel bedeutete. Denn es war weder ein Organ für Nachrichten aus der Welt der christlichen Kirchen – obwohl es sich wie jede gut geleitete Zeitschrift auch durch solche interessant und unentbehrlich zu machen verstand –, noch war es getragen von dem naiven Glauben, einmal die Welt christlich machen zu können, – obwohl es solchen Auswirkungen des christlichen Glaubens seine besondere Beachtung schenkte. Auf eine undefinierte und undefinierbare Weise wurden hier das Christliche und das Weltliche in Zusammenhang gebracht; und das eben war das Anziehende: die Kirchentüren wurden geöffnet. Martin Rade war einer der begabtesten Publizisten, den die evangelische Kirche gehabt hat. Schon als junger sächsischer Pfarrer hatte er es fertig gebracht, seine dreibändige flott geschriebene Lutherbiographie „Martin Luthers Leben, Taten und Meinungen“ (1884-1887) in Form von Kolportageheften, wie sie damals an den Türen verkauft wurden, unter die Leute zu bringen¹⁰. Er hatte diese Gabe dann als Redakteur des von ihm geschaffenen Blattes vielseitig entfaltet, so dass es – nicht zu vergessen: samt der „Chronik der christlichen Welt“, die längere Jahre daneben erschien – eine der reichhaltigsten Quellen zur kirchlichen Geschichte der Zeit darstellt. Gebildet, aber nicht gelehrt, empfindsam, oft auch empfindlich und zur Po-

¹⁰ Rade ist 1857 in der Rennersdorf/ Oberlausitz geboren, war also um 1887 ein „junger sächsischer Pfarrer“, er starb 1940 in Frankfurt/M.

lemik aufgelegt, besaß Rade eine Witterung für Neues und Lebendiges und einen so weitgedehnten Begriff des Christlichen, dass ein fester Kern darin oft schwer wahrzunehmen war. Es war ein kirchlich-politischer Liberalismus, von dem sich auch frühere Freunde Rades teils aus theologischen, teils aus politischen Gründen im Laufe der Zeit trennten. Er hat damit ohne Frage viele Zweifelnde und Kritische unter den Gebildeten angezogen. Und doch reichte die literarische Aufmachung und Lebensform, für die seine bauschige schwarze Malerkrawatte symbolisch war, nicht aus, um in die große dichterische und philosophische Bewegung der Zeit hineinzu stoßen.

Wie die Gefolgschaft der „Christlichen Welt“ im einzelnen aussah, hing von den örtlichen Verhältnissen ab. In Görlitz bildete sich begreiflicherweise eine verhältnismäßig aktive Gruppe, die es bei der Zusammensetzung der Pfarrerschaft nicht schwer hatte, sich in der Kirche heimisch zu fühlen. Es war ein Kreis von gebildeten und feinsinnigen Leuten: Professoren (heute Studienräte), Juristen, Lehrer und Lehrerinnen u. a., die Vorträge veranstalteten, sich gegenseitig zu moderner theologischer oder dichterischer Lektüre anregten oder an den größeren Tagungen der „Freunde der Christlichen Welt“ teilnahmen und in ihrem Kreise darüber berichteten. Den Mittelpunkt bildete viele Jahre eine seit langem verwitwete Frau, für uns der Inbegriff der Verbindung von Adelskultur und geistiger Bildung, eine nahe Freundin meiner Eltern. Dass sie bei Wind und Wetter aus der Gemeinde, in der sie wohnte, regelmäßig als aufmerksame, mitunter auch kritische Zuhörerin in die Gottesdienste meines Vaters kam, hat ihm viel bedeutet. War in solchen Fällen die „Christliche Welt“ gewiss nicht das einzige Band zur Kirche – und für sich genommen auch ein zu schwaches –, so war es doch bedeutsam, dass es Verbindungen solcher Art zu der großen Zahl von Gebildeten gab, die in weitem Umkreis die Kirche umgaben, fragend und zweifelnd, liebend und ihrer bedürftend. Die Kirche hatte damals mehr Fenster als heute, durch die ihre Stimme hinaus- und Licht hereindrang. Dass diese Verbindungen sich auflösten, lag nicht nur an dem persönlichen Charakter der „Christlichen Welt“, der nach dem Tode ihres Begründers auf die Dauer nicht fortleben konnte. Es hatte tiefere Gründe. Der eine war der doktrinäre Charakter dieses Liberalismus, der über das, was sich in Theologie und Kirche nach dem Ersten Weltkrieg vollzog, nur die Hände ringen und kein freies Gespräch, unbefangen hörend und redend, damit führen konnte. Der andere war, dass die neuen Kräfte in Theologie und Kirche die zu Boden gefallene Aufgabe nicht aufgriffen und über die Versuche der früheren Generation hochmütig hinweggingen. So ist für das, was damals an Ausstrahlungen in die Welt der Gebildeten er-

losch, kein vergleichbarer Ersatz gefunden worden. Erst die Evangelischen Akademien und einzelne Zeitschriften haben, wenn auch nicht mit der gleichen verbindenden Kraft, das Erbe wieder aufgenommen.

STÄNDE UND „STÄNDE“

Was uns in unserem Haus, in der Nachbarschaft oder im kirchlichen Leben an Menschen begegnete, war nur ein Ausschnitt aus der vielschichtigen Bevölkerung der Stadt. Sicherlich kein enger. Denn das große Privileg der Pfarrhäuser, mit allen, vom Oberbürgermeister bis zum Straßenkehrer, freundschaftlich umzugehen, haben wir ausgiebig genossen. Wie oft brachte einer, der „unseren“ Straßenkehrer, den epileptischen Leschke, getroffen hatte, eine Geschichte von ihm mit nach Hause! Er gehörte so mit zu unserer Welt, dass meine kleine Schwester nach seinem Tode feststellte: „Nun kenne ich schon drei im Himmel: den Herrn Jesus, Oma und Leschke.“ Das war die unterste Stufe, auf der sich das breite und vielgestaltige soziale Gebäude der Stadt erhob.

Görlitz war im Spätmittelalter groß und reich geworden als Kaufmannsstadt mit einem starken, gegenüber den Zünften, dem Adel der Umgebung und den böhmischen Landesherren selbstbewusst auftretenden Magistrat. Der Reichtum und der privilegierte Stand der Kaufleute hatte sich seit den wirtschaftlichen und politischen Verschiebungen des 17. Jahrhunderts nicht halten lassen. Aber im 19. Jahrhundert war durch eine energische Stadtpolitik ein Ersatz dafür in einer raschen, klug gelenkten Industrialisierung gefunden worden. Was bis dahin die „Hohe Straße“ gewesen war, wurde nun die Eisenbahn. Schon 1849 – also unmittelbar nach der Fertigstellung des großen Viadukts über die Neiße – erhielt Görlitz durch den Waggonbau seinen bis heute führenden Industriezweig, an den sich mancherlei verwandte Fabrikationen anschlossen. Da sich außerdem die aus der alten berühmten Tuchweberei entstandene Tuchindustrie und eine kleinere chemische Industrie entwickelten, war wenigstens für einen gewissen Ausgleich gegenüber der Eisenindustrie gesorgt, die freilich ein für die Wirtschaftslage nicht ungefährliches Übergewicht besaß. Auf sie war vor allem das sprunghafte Anwachsen der Bevölkerungszahl zurückzuführen: 10.000 um 1800, 40.000 um 1840, 80.000 um 1880. Das war allerdings auch fast schon die Größe, welche die Stadt bis zum Ersten Weltkriege hatte (86.000), bis später durch Eingemeindungen auf krummen Wegen die Prestigezahl von 100.000 erreicht wurde. Diese Entwicklung bedeutete, dass die Stadt, die sich im 19. Jahrhundert unter den Industriestädten Preußens durch ungewöhnliches Wachstum bekannt gemacht hat-

te, in unserer Jugend eine stabile Kapazität besaß, an der sich nicht mehr allzu viel änderte und in die sich die vorhandenen Bevölkerungsstände ohne große Reibungen teilen konnten.

Mit dem Wachstum der Einwohnerzahl hing eine entsprechende Vermehrung der Verwaltung, der Schulen, Gerichte, Ärzte zusammen, ein Komplex der Beamten und ihnen gleichstehenden Akademiker, der neben den Kaufleuten und Industriellen den dritten, größten Bestandteil der höheren bürgerlichen Schicht bildete. Ein besonderer Vorzug von Görlitz war das reich ausgebildete Schulwesen: drei höhere Schulen für Jungen (humanistisches Gymnasium, Reform-Realgymnasium und Oberrealschule), eine für Mädchen (in die eine geschätzte Privatschule aufgegangen war), eine Baugewerk- und eine Maschinenbauschule. Die Schulen wurden nicht nur aus der Stadt, sondern auch vom Lande in ziemlich weitem Umkreise besucht; für uns alle Gelegenheit zu guten Landfreundschaften, welche unseren Horizont sehr erweiterten. Eine besondere Schicht bildeten wie immer die noch aus den Lehrerseminaren erwachsenen Lehrer und Lehrerinnen der zahlreichen, z. T. recht guten Volksschulen, die übrigens, ohne dass wir das als unnatürlich empfunden hätten, konfessionell getrennt waren. Es war ein Vorzug des Pfarrhaus- und Gemeindelebens, dass wir zu diesem unglücklich nach oben und nach unten isolierten Stand doch wenigstens einigen Kontakt hatten; allzu viel war es, außer bei meinem Vater selbst, freilich auch nicht. Einen wichtigen und verhältnismäßig großen Teil der Stadtbürger stellten die zahlreichen pensionierten Beamten, Offiziere, Pfarrer und andere, die sich Görlitz wegen seiner schönen Lage und seiner geistigen Anregungen zum Ruhesitz ausgesucht hatten. Besonders interessant waren uns natürlich die ziemlich zahlreichen ausgedienten Generäle, die man zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar oder zu dem noch immer festlich und mit Schulausfall begangenen Tage der Kapitulation von Sedan am 2. September 1870 in ihren Uniformen sehen konnte. Einer von ihnen, der schon an diesem Kriege als blutjunger Leutnant teilgenommen hatte, wohnte unter uns, ein äußerst jovialer, kinderfreundlicher Mann, dessen Namen wir einem der Bleisoldaten-Offiziere aus unserer Kiste „Schlacht bei Orléans“ verliehen. Die Stadt förderte den Zuzug dieser Pensionäre. Sie bot billiges Baugelände und konnte geringe Grundsteuern fordern, denn sie war reich. Sie hatte den größten Land- und besonders Waldbesitz unter den preußischen Städten. Vor allem besaß sie in der Görlitzer Heide nordöstlich jenseits der Neiße ein riesiges, auch landschaftlich wunderschönes Waldrevier, in dem sich um Penzig eine wertvolle Glasindustrie angesiedelt hatte. Die Stadt hatte ihren neiderregenden Landbesitz schon einmal 1547 nach dem unglücklichen Schmalkaldischen Kriege, in

dem sie auf protestantischer Seite gestanden hatte, in einem harten Friedensdiktat völlig verloren. Der Rat konnte es sich, gestützt auf die privaten Vermögen seiner Bürger, leisten, ihn den geldbedürftigen Habsburgern sofort wieder abzukaufen.

Das alles gab der Stadt einen Zug wenn nicht des Reichtums, so doch des Wohlstandes, der sich in schönen, breiten Villenstraßen älteren und neueren Stils mit großen Gärten und vor allem großartigen Parkanlagen an den Hängen des Neißetals ausdrückte. Dass es freilich auch viel Armut gab, wusste man in den Pfarrhäusern am besten. Aber sie war nicht so hoffnungslos wie in anderen Industriestädten, mehr das Unglück vieler Einzelfamilien als des Arbeiterstandes im ganzen. Er hatte sich eine recht feste Position in der Stadt erworben. Seit Ende des 19. Jahrhunderts war die sozialdemokratische Partei die stärkste in der Stadtverordnetenversammlung. Und gegen den sozialdemokratischen Reichstagskandidaten Taubadel vermochten sich die anderen Parteien vor dem Kriege niemals durchzusetzen. Das gab der Arbeiterschaft ein starkes Selbstgefühl, das sie im Jahre 1912 die Kraftprobe eines großen Streiks in der Waggonfabrik, an dem Tausende von Familien hingen, riskieren lassen konnte. Es war daher auch kein Zufall, dass die Görlitzer Waggonarbeiter beim Aufstand des 17. Juni 1953 eine besondere Rolle spielten.

Ein schlimmes Übel hing freilich einem Teil der Arbeiterschaft in unserer Jugend sichtbar, allzu sichtbar an: eine schreckliche Trunksucht. Wie oft begegneten uns Betrunkene auf der Straße, sahen wir die Arbeiter nach der Lohnzahlung sich in den trostlosen Schnapsdestillen drängen, während manchmal die Frauen draußen sie herauszuholen oder zurückzuhalten suchten! Es war nur z. T. ein soziales Problem, das sich hier zeigte: unzureichende, durch große Kinderzahl überbelegte Wohnungen, die es in Görlitz sicher längst nicht in dem Ausmaß gab wie in Großstädten. Es war ebenso sehr das alte deutsche Nationallaster, gegen das man seit Jahrhunderten so oft vergeblich gekämpft hatte, und der Mangel an geeigneten Betätigungen in der – freilich viel karger als heute bemessenen – Freizeit. Darum hatte die Schrebergartenbewegung auch in Görlitz ihre Freunde; leider wie überall viel zu wenig in der Sozialdemokratie selbst, die davon ein Ablenken von den sozialen Notständen befürchtete. Aber durch seine praktische Leistung hatte der früher genannte Kommerzienrat Raupach energisch auf dieses Hilfsmittel hingewiesen; in der Kommunalpolitik tat es vor allem der zweite Bürgermeister Konrad Maß, mein späterer Schwiegervater. Es ist ein großer Fortschritt, dass dieses Übel, das sich natürlich nie beseitigen lässt, wenigstens aus dem äußeren Bilde unserer Städte weithin verschwunden ist: neben den verbesserten Wohnverhältnissen, Klein-

gärten, Selbstbeschäftigung usw. wohl auch ein Erfolg der langen Entwöhnungskuren in den Zeiten der Kriege und der Geldnot.

Das gesellige Leben zeigte in Görlitz schon vor dem Kriege zwei erfreulich verschiedene Seiten. Es gab die offiziellen Gesellschaften, die wohl nicht allzu häufig waren. Für uns Kinder eine hoch begrüßte Gelegenheit, unsere Eltern im seidenen Kleid und schwarzen Gehrock zu bewundern, noch mehr aber, wenn sie einmal bei uns gegeben wurden, der guten, dicken Kochfrau bei ihren Vorbereitungen im Wege zu stehen und dann dem Stimmengewirr zu lauschen. Daneben aber gab es viel häufiger anspruchslose Abendeinladungen mit Wein oder Bier und einfacher Bewirtung. Sie hatten den hübschen Namen „Zum Lichten“, den ich anderswo nicht wiedergetroffen habe. Wenn man bedenkt, dass es in jedem Haushalt ein bis zwei Dienstmädchen gab – auch wir hatten in den ersten Jahren zwei –, so war das eine Form der Geselligkeit, die der Hausfrau nicht zu viel zumutete und doch ein gelöstes und behagliches Zusammenkommen der Bekannten aus verschiedenen Berufen ermöglichte. Wenn ich damit vergleiche, was über den Verkehr in den Universitätsstädten aus derselben Zeit berichtet wird, so waren diese geselligen Formen ihm weit voraus. Unter den Pfarrern gab es außerdem das noch bescheidenere, in den Häusern umhergehende „Kränzchen“ und im Sommer hin und wieder den gemeinsamen Spaziergang mit den Familien zu irgendeiner der vielen hübschen Gartenwirtschaften in der Umgebung. Alles in allem eine Art des geselligen Lebens, welche die steifen Formen der wilhelminischen Zeit schon hinter sich gelassen hatte.

Eine Gliederung des sozialen Gefüges nach Ständen und ihren Lebensformen lag natürlich außerhalb unserer kindlichen Beobachtung. Nach dem Sinn des uns sonst ganz ungebräuchlichen Wortes befragt, hätten wir immerhin eine Antwort geben können: Stände seien die Leute, denen das im Stadtpark gelegene „Ständehaus“ gehöre, das rätselhafteste Gebäude, das wir kannten. Aus dem gleichen dunklen Granit wie unser Gymnasium mit einer überdachten Vorfahrtsrampe gebaut, vertrat es die Stelle eines Stadtschlusses, wie sie andere, auch viel kleinere Städte besaßen, die einmal Residenz gewesen waren. In diesem ziemlich düsteren Schloßchen hatte Wilhelm II. bei den Kaisermanövern bald nach der Jahrhundertwende gewohnt und sich mit dem russischen Zaren getroffen. Zur Erinnerung daran war dicht dabei ein antiker weißer Portikus errichtet worden, der mit seiner überzogenen Holzkonstruktion, deren hohlen Klang wir oft durch Klopfen hervorlockten, die Zeiten unverdient gut überstanden hat. Die „Stände“ waren die „Stände der Preussischen Ober-Lausitz“, Vertreter der Städte und des Landadels, von deren Tätigkeit wir uns aber nicht die ge-

ringste Vorstellung machen konnten. Sichtbar wurden sie uns nur durch die Gestalt des an ihrer Spitze stehenden Landeshauptmanns, zuerst von Wiedebach-Nostiz, dann von Eichel. Als dieser, eine hohe, vornehme Erscheinung, in Johanniteruniform an der Einweihung unserer neuen Kirche 1916 teilnahm, fragte meine jüngste Schwester, ob das der Generalsuperintendent sei. Warum sie das meine? – Sie dachte, er wäre im Frieden Superintendent und im Kriege General.

DIE JÜDISCHEN FAMILIEN

Das furchtbare Schicksal, das den Juden in unserem Volke später bereitet worden ist, stellt mich beim Rückblick vor die Frage, was sie vor dem Kriege in unserer Stadt bedeuteten, was wir als Kinder von ihnen wussten und wie wir zu ihnen standen. Ich will versuchen, davon ein Bild zu geben, so genau ich es aus der Erinnerung kann. Ich weiß nicht, wie viele Juden es in Görlitz gab. Die Zahl der Glieder der jüdischen Gemeinde, die eine moderne Synagoge besaß, ließe sich statistisch leicht feststellen. Aber damit wäre noch nicht angegeben, wen wir als jüdisch kannten. Auch dort, wo keinerlei Animosität gegen die Juden bestand, wie z. B. im Hause meiner Eltern, wusste man, dass dies eine jüdische Familie war, ob getauft oder ungetauft. Wenn kein Religionsunterschied im Spiele war oder der Name es nicht verriet, wusste man es zunächst einmal so, wie man eine katholische oder eine ehemals französische oder polnische Familie kannte. Und doch war etwas Anderes dabei. Den Glaubensunterschied gab es bei christlichen Judenfamilien nicht. Aber es handelte sich auch bei ihnen nicht um ein „ehemals“, das man etwa an einem Hugenottennamen oder bestimmten Zügen einer kulturellen Tradition erkennen konnte, sondern um etwas, was blieb, auch wenn nicht der leiseste Zug einer nicht-deutschen Kulturüberlieferung zu bemerken war. Dieses Wissen war in den Häusern, die nicht irgendwie vom Antisemitismus befallen waren, gänzlich neutral. Und ich bin überzeugt, dass es sich dabei um die weit überwiegende Zahl auch der bürgerlichen Häuser gehandelt hat, von Handwerkern und vor allem den Arbeitern ganz zu schweigen. Daneben gab es freilich auch Quellen antisemitischer Affekte; wie ich glaube vor allem zwei: ein konservativ-nationales politisches Denken, für das das Judentum verschmolz mit den Ideen der Freisinnigen Partei, vertreten vor allem durch das „Berliner Tageblatt“. Hier erhitzten sich der Kampf gegen den internationalen, oft antimonarchistischen Fortschrittsgedanken und gegen das Judentum gegenseitig. Die Erziehung in einer Reihe von studentischen Korporationen trug diese Gefühle in manche Beamtenfamilie.

Aber man muss gerechterweise sagen, längst nicht in alle. Auch viele Angehörige des Vereins deutscher Studenten (VDSt), bei dessen Gründung der Kampf gegen ein bestimmtes Pressejudentum mit Pate gestanden hatte, waren keine Antisemiten. Viele freilich waren es. Die andere Quelle war der Ärger vieler Geschäftsleute gegen die meist überlegene jüdische Konkurrenz. Als mein Vater die Lieferung der Beleuchtungskörper für das neue Pfarrhaus und die neue Kirche einem Lampengeschäft übertrug, dessen Inhaber Salomon Freundlich (er trug seinen Namen wirklich zu Recht) Glaubensjude war, bekam er empörte Zuschriften – von Konkurrenten, die bei dieser Gelegenheit ihr christliches Herz entdeckten. Wie weit die Klage über rücksichtslose Geschäftsmethoden jüdischer Firmen im ganzen berechtigt gewesen ist, lässt sich nur sehr schwer beantworten; nach meinen Eindrücken jedenfalls nicht generell nach der einen oder anderen Seite. An diesen beiden Punkten lagen gefährliche Zündstoffe, die später, als man nach Schuldigen für die Kriegskatastrophe und für das zehnjährige Wirtschaftselend nach dem Kriege suchte, explodierten und immer weiter zündeten. Aber sie waren, soweit ich mich erinnern kann, vor dem Kriege im wesentlichen auf diese Kreise des rechtsnationalen Bürgertums und der Geschäftswelt beschränkt.

Nur – man wusste, wer die jüdischen Familien waren. Das war, auch wenn keinerlei Abneigung oder Werturteil mitschwang, wichtig genug. Die Emanzipation seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und die Eindeutschung waren nicht so gelungen, wie viele Juden es sich ersehnt hatten und glaubten. Man kann daraus an sich noch niemand einen Vorwurf machen. Dazu war die Zeit des nicht von Einschränkungen behinderten Zusammenlebens zu kurz. Es fehlte die Gemeinsamkeit einer langen Geschichte. Nachdenkliche Juden empfanden das. Eine Klassengenossin meiner Frau sagte zu ihr einmal auf einem Schulausflug: „Ihr habt es gut. Wenn von deutscher Geschichte die Rede ist oder von deutschem Bauerntum, dann sind das eure Vorfahren, aber nicht unsere.“ Das bleibende Unterschiedsbewusstsein war zugleich auch Zeichen für eine starke Eigenart, die sich nicht so einfach einschmelzen ließ, wie es im Verlauf weniger Generationen mit einst französischen, wendischen oder polnischen Familien geschah. Dazu kam, dass das Judentum in sich selbst gespalten war: einerseits das religiös gebundene, dessen Andersartigkeit natürlich erschien wie die einer Konfession, andererseits das von der jüdischen Gemeinde gelöste konfessionslos oder christlich gewordene. Hier lagen die eigentlichen Probleme. Sie hatten die alte Heimat aufgegeben und keine neue dafür gefunden. Natürlich, soweit sie ernstlich Christen waren, eine Heimat in der Kirche. Und es hätte damals in der Kirche noch so gut wie nieman-

den gegeben, der sie nicht in voller Brüderlichkeit wie jeden anderen anerkannt hätte. Aber das hob nicht auf, dass man sie, ohne darin im geringsten einen Makel zu sehen, als Juden kannte. Dafür konnte niemand etwas, das wusste man ohne Nachforschung, auch als Kind. Oft sagte es der fremdartige biblische Name, oft das Fehlen im Religionsunterricht, oft Merkmale des Aussehens, die man im Laufe der Zeit sonstwoher erfuhr.

Das alles bedeutete keine Trennung und keinen Gegensatz. Wer zur Schulklasse gehörte, gehörte dazu. Wir verkehrten völlig unbefangen im Hause unseres jüdischen Klassengenossen Nathan und er bei uns. Gerade diese Familie ist mir ein Beispiel für die damalige innere Situation. Ihrer Gemeinde entwachsen, aber doch keine Christen, standen sie wie die anderen liberalen Juden sichtbar in einem eigenen Raum. Der Vater, ein fähiger, aber in Prozessen gefürchteter Rechtsanwalt, ein sehr gebildeter Mann, war uns wenig zugänglich. Die feine, freundliche Mutter rührte uns immer dadurch, dass sie fast taub war und auch mit ihrer Familie nur mühsam durch ein Hörrohr verkehren konnte. Gegenüber den beiden reizenden und hochmusikalischen Töchtern, vor allem gegenüber der menschlich überaus gewinnenden Jüngsten, einer Freundin meiner älteren Schwester, bedeutete es nichts, dass man von einem Unterschied wusste. Dagegen gelang es dem Bruder trotz aller Bemühungen nie ganz, eine gewisse, von niemandem betonte Fremdheit zu überwinden, die ihn in unserer Klasse umgab. Es gelang ihm daher auch nicht, obwohl er es brennend wünschte, Eingang in eine literarische Schülervereinigung, von der ich später erzählen werde, zu finden, während die ausgezeichneten Söhne eines jüdischen Fabrikanten sehr angesehene Mitglieder in ihr waren. Sympathie konnte das Wissen, dass es sich um Menschen eines besonderen Volksteils handelte, völlig überdecken; fehlte sie, so wurde es spürbar und verschärfte die Abneigung.

Das galt auch für das öffentliche Leben. Es gab Juden vor allem in vier Berufen: Rechtsanwälte und Ärzte, Kaufleute und Fabrikbesitzer. Diese traten am sichtbarsten in die Erscheinung, sie machten einen für ihre Zahl großen Teil der Görlitzer Fabrikanten aus. Das wusste jeder, und jeder kannte die auf dem höchsten Punkt der Stadt gelegene große Villa, die „Zionsburg“ des Kommerzienrats Ephraim, eines liebenswürdigen und hilfsbereiten Mannes, dem wohl auch Übelgesinnte seinen Besitz nicht mehr neideten als jedem anderen Fabrikbesitzer auch. Es war im wesentlichen wieder eine Frage der durch ihr persönliches Verhalten oder ihr Geschäftsgebaren erworbenen Sympathie. Manche von ihnen hatten eine offene Hand und ließen sich gern auf soziale oder kirchliche Notstände ansprechen. Es gab allerdings auch einige, die als ausgesprochen unerfreu-

lich galten. Mehr im Hintergrund, dem geselligen Leben ganz entfernt, standen die Kaufleute, in deren Besitz die großen Geschäfte der Stadt waren. Am unmittelbarsten war natürlich der Kontakt zu den Akademikern, den Juristen und namentlich den Ärzten. Trotzdem waren, wenn ich mich recht erinnere, die gesellschaftlichen oder freundschaftlichen Bande zu den übrigen Schichten des Bürgertums ziemlich gering. Es mag sein, dass mein Blick aus dem Pfarrhauswinkel zu eng ist, da ja eine ganze Reihe als Glaubensjuden zu einem Verkehr in unserem Hause keinen Anlass hatten. Aber ich glaube mich doch nicht zu täuschen, dass beide Seiten – abgesehen von gewissen offiziellen Abendgesellschaften – freundschaftlich im wesentlichen im eigenen Kreise verkehrten. Darin lag keine Geringschätzung, sondern jenes Fremdheitsgefühl, das natürlich bei den ungezwungenen Freundschaftsbeziehungen besonders in die Waagschale fiel. Die stärkste Ausstrahlungskraft hatte wohl das Haus von Dr. Alexander Katz, dessen Frau eine Art von musikalischem Salon alten Stils geschaffen hatte. Hier fanden Hauskonzerte mit berühmten Künstlern statt, die in Görlitz gastierten und fast immer in ihrem Hause wohnten. Bis zu ihrer Emigration in die Schweiz 1933 war ihr Haus ein Zentrum des musikalischen Lebens in Görlitz.

DAS GEISTIGE UND MUSIKALISCHE LEBEN

Es ist reichlich anmaßend, etwas über das geistige Leben einer Zeit sagen zu wollen, die man im reifen Alter von 4 - 13 Jahren miterlebt hat. Die Stadt, ihre Verhältnisse und ihre Menschen prägen sich leichter ein als das, was ihre geistige Atmosphäre ausgemacht hat. So bin ich hier auf das angewiesen, was mir aus späterem Rückblick haften geblieben ist, und vor allem auf das, was sich in bestimmten, überdauernden Institutionen verfestigt hat. Was ich sagen kann, wird also hier besonders lückenhaft sein.

Immerhin scheint es mir nicht ganz zufällig, dass sich abgesehen von Einrichtungen wie Theater, Musikfesten u. a. so wenig an Einzelheiten geistiger Aktivität, von denen ich ja wenigstens durch spätere Erzählungen etwas hätte erfahren können, in meinem Gedächtnis niedergeschlagen hat. Für mein Empfinden hat das geistige Leben in und nach dem Kriege an Reichtum und frischen Anstößen gegenüber der Zeit vorher bedeutend gewonnen. Das ist sicher z. T. ungerecht empfunden, eben weil ich selbst jetzt erst etwas davon hatte. Aber z. T. trifft es, meine ich, doch zu. Ich kann mich keiner Menschen oder Kreise erinnern, die sich wie später etwa in der anfangs blühenden Volkshochschule oder in der Literarischen Ge-

sellschaft oder als einzelne Studienräte, Künstler usw. aus eigener, am Orte selbst gewachsener Verantwortung den Fragen der Zeit und der Bildung gestellt hätten. Sicherlich gab es auch vor dem Kriege eine Menge von Vorträgen, mit denen ebenso viele Vereine ihre Probleme und Parolen an den Mann zu bringen suchten. Über politische und soziale Fragen ist gewiss viel geredet worden, z. B. über die auch mich bald begeisternden Bodenreformideen von Adolf Damaschke. Die Parteien und nationalen Vereinigungen ließen von sich hören, die Kriegervereine pflegten ihre Traditionen. (Unsterbliches Beispiel war für uns der Königlich-Sächsische Militärverein, in dem mein Vater, einstiger Vizefeldwebel eines in Leipzig-Möckern liegenden Infanterieregiments, Ehrenkamerad war und die Ansprache bei den Weihnachtsfeiern zu halten hatte, von denen er jedes Mal mit herrlichen Geschichten zurückkam.) Es gab Vorträge von kirchlichen Organisationen und sicher noch viele andere, von denen ich nichts weiß. Aber es fehlte, so scheint mir, die Eigeninitiative, die später aus der Unruhe der Zeit nach dem Zusammenbruch von 1918 erwuchs und überall nach neuen Wegen und nach einer Abklärung gegenüber der zu Ende gelebten Vergangenheit suchte.

Ich muss mich also an die Institutionen halten. Ein tief einschneidender Unterschied gegenüber unseren heutigen Möglichkeiten lag darin, dass es noch keine mechanischen Übermittlungen geistiger und musikalischer Schöpfungen gab, weder Film noch Plattenspieler, noch Radio, noch Fernsehen. Ins Theater oder Konzert musste man gehen und empfang hier alles aus erster Hand mit der unvergleichlichen Frische und natürlich auch den Mängeln, die daran hingen. Dadurch hatte alles, ob Schauspiel, Vortrag oder Musik, noch Seltenheitswert. Freilich war das Repertoire dessen, was man kennen lernen konnte, auch viel kleiner. Der Film kam zwar schon auf, aber noch so flimmerig-zackig, dass künstlerische Aspirationen damit nicht gut zu verbinden waren. Es blieb zumeist beim Rühr- und Schauerstück, das nun nicht gerade im Spielfeld der pädagogischen Absichten unserer Eltern lag und das sie uns bei der Freiheit, die sie uns gewährten, mehr ausredeten als verboten. Die großen Eindrücke, die der Stummfilm bot, lagen viel später, als er – nicht die Kinderschuhe, sondern – die Holzpantoffeln ausgezogen hatte. Dagegen gingen wir mit Wonne ins geliebte „Panorama“ auf dem Marienplatz, wo man sich vor eines der Doppelokulare an einer großen Rotunde setzte, seinen Groschen einwarf und nun die schönsten Bilder aus fernen Ländern an sich vorüberziehen ließ. Ein helles Glöckchen weckte, nachdem der Rundlauf vollendet war, wieder aus der Verzauberung auf. Und wenn man, bevor es dunkel wurde, noch zwei oder

drei Bilder zum zweiten Male sah, hatte man das Gefühl, das Unternehmen auf unangreifbare Weise übers Ohr gehauen zu haben.

Auch vom Theater kann ich nicht allzu viel erzählen. Görlitz besaß schon seit 1850, also seit dem Beginn seines neuen wirtschaftlichen Aufschwungs, ein respektables Theatergebäude, das nach der Jahrhundertwende zweimal erweitert worden war und recht gute technische Möglichkeiten bot. Allen Zauber, der von einem Vorhang, auf dem eine heitere Frühlingsszenerie gemalt war, von dem erwartungsvoll verdunkelten Raum, der belebten Bühne und ihren geheimnisvollen Hintergründen, die ich dann später als Mitspieler bei einer Schüleraufführung für die Lazarette genau kennen lernte, ausgehen kann, habe ich hier zum ersten Male erlebt. Natürlich in den früheren Jahren selten. Das Theater spielte keine große Rolle bei uns. Meine Eltern gingen zwar hin und wieder gern hinein, aber für einen regelmäßigen Besuch waren sie doch zu sehr in Anspruch genommen. Für uns Kinder gab es ein paar Jahre lang das Vergnügen des Weihnachtsmärchens, aber dann folgte eine größere Pause. Wenn ich nicht etwas Unwesentliches dazwischen vergessen habe, war das erste große Schauspiel, in das meine Eltern mich mitnahmen – ich spüre noch die Beseligung, als sie es mir eröffneten –, der Hamlet. Dieser Sprung in meinen Theatererlebnissen vom „Schneider Flickefest“ zum Hamlet war nun freilich ein Akt großartiger Vorwegnahme, die ich ihnen aber bis heute danke. Tiefer hätten sich mir die Bilder, die Handlung, die Gestalten, die rührende Ophelia und der rätselhafte, männlich-grüblerische Prinz nicht einprägen können. Keine spätere Aufführung reichte an diesen Vorgang heran; sie konnte ihn nur bestätigen. Ich habe im Laufe der Jahre noch manche schöne Aufführung im Görlitzer Theater gesehen, meist Klassiker bis hin zu Hebbel, der mehrfach gut gespielt wurde. Der Krieg beeinträchtigte freilich das Theaterleben erheblich. Dank der Nähe von Dresden kamen oft einmal Gäste von dort, aber auch von anderen Bühnen. Das waren natürlich besondere Festtage.

Ein nur wenigen bekanntes, mir durch meine Freundschaft mit Horst Jecht früh nahegebrachtes Zentrum gelehrter Arbeit besaß Görlitz in der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Sie stammte aus dem großen Jahrhundert der Akademien, die nach den Vorbildern der italienischen Akademien, der Royal Society in London und der Académie Française aus der Inspiration von Leibniz auch in Deutschland an einer Reihe von Orten entstanden. Im Gegensatz zu den meist fürstlichen Gründungen wurde sie 1779 von zwei Oberlausitzer Adligen (von Anton und von Gersdorff) gestiftet, die Mittel, bedeutende eigene wissenschaftliche Sammlungen und später das Antonsche Haus Weißstr. 30, von dem ich

schon früher erzählt habe, zur Verfügung stellten. Die Idee der Akademie, d. h. einer Zusammenfassung aller Wissenschaften, hat sich freilich nicht halten lassen. 1822 war eine eigene Naturforschende Gesellschaft gebildet worden, die noch zu unserer Zeit recht aktiv war, Vorträge veranstaltete und ein gutes Naturkundemuseum unterhielt. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften konzentrierte sich infolgedessen auf die Geschichtsforschung und gab seit 1822 an Stelle des gemeinsamen Organs das „Neue Lausitzische Magazin“ heraus, eine hoch angesehene landesgeschichtliche Zeitschrift. Es gab nicht viele Provinzstädte, die eine so fruchtbar arbeitende wissenschaftliche Organisation besaßen. Sie umfasste einige hundert historisch interessierte Mitglieder aus Görlitz und der Oberlausitz und hatte immer auch eine Anzahl auswärtiger Gelehrter als korrespondierende oder Ehrenmitglieder. Man kann die anregende Kraft einer solchen Organisation für die Geschichte einer Landschaft nicht hoch genug veranschlagen. Viele Einzelforschungen, die sonst ungetan geblieben wären, wurden durch die vereinigten Bemühungen hervorgeholt, kleine Rinnsale in ein gemeinsames größeres Bett geleitet. Mehrere Urkundenwerke, vor allem der Codex diplomaticus Lusatiae superioris, waren nur dank der jahrzehntelangen Betreuung durch die Gesellschaft zu verwirklichen. Die öffentlichen Vorträge, die sie hielt, galten nicht nur der Heimatgeschichte, sondern ganz verschiedenen Themen historischer, auch geistesgeschichtlicher Art. Natürlich bemühte sie sich 1924, im 300. Todesjahr Jakob Böhmes, durch eine Festschrift um ein würdiges Gedächtnis für den seltsamen, großen Sohn der Stadt. Die Mitarbeit in der Gesellschaft gab auch jungen Gelehrten wie Horst Jecht und dem späteren Münsterer Staatsarchivdirektor Johannes Bauermann Gelegenheit, sich die ersten Sporen zu verdienen. Ein besonderer Stolz der Gesellschaft war ihre ausgezeichnete, durch Generationen hindurch von ehrenamtlichen Bibliothekaren liebevoll gepflegte Bibliothek. Als ich sie später benutzte, umgab mich hier zum ersten Male das geheimnisvoll beruhigende wie aufregende Fluidum einer gelehrten Bücherei. Noch dazu dieser, wo die klassizistischen Räume, die im Mittelgang durch einen Bogen elegant zusammengefaßten Regale und die Zeiteinbände der alten Bücher in Pergament, gepresstem Leder oder dem marmorierten Papier des 19. Jahrhunderts eine Einheit bildeten, wie sie eine moderne Großbibliothek nie mehr bieten kann. Für meine Dissertation über Luther und Böhme war ich hier natürlich glänzend versorgt, zumal ich zu meiner Überraschung auch die Weimarer Lutherausgabe entdeckte. Eine andere besaß die Milich'sche Bibliothek, die vom Magistrat mit freilich bescheidenen Mitteln weitergeführte Stiftung eines Laubaner Juristen aus dem Jahre 1727, zu der auch wertvolle

Handschriften gehörten. Beide Ausgaben waren zwar nicht vollständig, aber immerhin, die wichtigsten Werke Luthers standen mir darin zur Verfügung, ohne dass ich einen Konkurrenten gehabt hätte. Die Milich'sche Bibliothek war damals mit in der modernen städtischen Volksbücherei untergebracht, die, von einer klugen Direktorin geleitet, vor allem schöne und allgemeinbildende Literatur erschloss. Dort genoss man auch das Vergnügen, in einem stillen Lesesaal in den mancherlei Standardwerken verschiedener Disziplinen herumzuznüffeln.

Am schwächsten war die Pflege der bildenden Kunst entwickelt, – ganz im Gegensatz zur Zeit nach dem Ersten Weltkriege, wo eine Gruppe begabter Künstler der Stadt ihre Werke zur Diskussion stellte. Görlitz hatte keine Tradition durch eine fürstliche oder eine früh begonnene städtische Sammlung. So stand das pompöse Museum, das man weit abseits, auf der anderen Seite der Neiße als Kopie des Reichstags in Berlin und des Reichsgerichts in Leipzig gebaut hatte, in schreiendem Widerspruch zu seinem Inhalt: meist zweite oder dritte Wahl des 19. Jahrhunderts, nur wenige Stücke von Qualität. Da auch die dort ausgestellten vorgeschichtlichen Funde, denen der Museumsdirektor weit mehr Aufmerksamkeit zuwandte, und die Oberlausitzer Bauernstuben, Möbel, Geräte und Trachten mich wenig, zu wenig, interessierten, war die Anziehungskraft nicht groß. Das änderte sich erst, als die genannten jungen Künstler mit ihren gewagten expressionistischen Werken in die kalte Pracht Einzug hielten.

Wenn hier Anspruch und Möglichkeiten auseinanderklafften, so hatte die Stadt mit ihren jährlichen Musikfesten etwas geschaffen, was weit über ihren provinziellen Charakter hinausreichte. Auch hier war wie früher bei der Gesellschaft der Wissenschaften ein Standesherr der Oberlausitz, Graf Bolko von Hochberg, die treibende Kraft gewesen. Die Stadt konnte es sich leisten, hervorragende Dirigenten und Solisten heranzuholen: z. B. Karl Muck, mehrmals Furtwängler, Fritz Stein, Hugo Rüdel, unter dem ich in Wolf-Ferraris *Vita nuova* im Schülerchor mitsang. Die Musiktage waren hohe Zeiten für die ganze Stadt, für die Musikalischen wie für die Schaulustigen. Ihre eigene festliche Umwelt bekamen sie durch die 1912 erbaute, schön im Park dicht an der Neiße gelegene Stadthalle. Dass die Decke während des Baues einmal eingestürzt war und dabei einige Arbeiter getötet und verletzt wurden, hat die ganze Stadt in Erregung und Trauer versetzt, wie es heute nach den zwei Kriegen und angesichts der täglichen Ernte des Verkehrstodes nicht mehr möglich wäre. Die großen Chöre hatte immer die Stadt selbst zu stellen, und schon dadurch waren viele Häuser mit Gelingen oder Misslingen, Angst und Glanz des Musikfestes verbunden. Und wir waren stolz darauf, dass wir neben unbedeutenden

Rollen auch öfter eine der großen Solostimmen aus den eigenen Reihen stellen konnten, die holländische Sopranistin Tilia Hill, eine überaus liebenswerte Frau, die mit einem feinen jüdischen Rechtsanwalt verheiratet war.

Es gab auch sonst in Görlitz eine Reihe von Künstlern, die nicht nur Unterricht erteilten, sondern auch regelmäßig mit eigenen, einem hohen Anspruch genügenden Konzerten an die Öffentlichkeit traten. Sie wurden, wenn ich mich nicht täusche, stärker beachtet als heute beim Vorherrschen der Gastkonzerte berühmter Solisten. Ich denke vor allem an die ausgezeichnete Pianistin Martha Bartling und die temperamentvolle Sängerin Kati Brückner, die aus einem originellen und vielseitigen Pfarrhause stammte. Zu ihrem jährlichen Liederabend erschienen regelmäßig ihre vier Brüder, von denen einer Gouverneur von Togo war. Die beiden Künstlerinnen leben und unterrichten heute noch in hohem Alter. Zu den Einzelkünstlern trat mit wachsender Bedeutung das Görlitzer Konservatorium, dessen Leiter, zugleich städtischer Musikdirektor, mit dem eigenen Chor und dem Stadtorchester einen allmählich größer werdenden Anteil am Görlitzer Musikleben bestreiten konnte.

DAS HAUS DES BÜRGERMEISTERS

Wenn ich aus den mancherlei mir bekannten Görlitzer Häusern das Haus des Bürgermeisters Konrad Maß herausgreife, um daran etwas von dem Familienleben und der Geselligkeit aus der Zeit vor dem Ersten Weltkriege zu schildern, so tue ich es nicht nur darum, weil es mir das Glück meines Lebens geschenkt hat. Gewiss bin ich ihm und allen, die dazu gehörten, dadurch mit tausend Banden der Liebe und Verehrung verbunden und kenne es so gut wie nach meinem Elternhause kein anderes. Aber ich glaube auch unabhängig davon sagen zu dürfen, dass es wie wenige aus unserer Stadt ein Bild des damaligen Lebens gibt, – soweit es sich in einem einzelnen Hause darstellen kann.

Es hatte einen repräsentativen Wert allein schon dadurch, dass der Oberbürgermeister Snay und seine Frau nicht die Gabe besaßen, von ihrem Hause etwas auf das Leben der Stadt ausstrahlen zu lassen. Sie kamen sicherlich ihren geselligen Verpflichtungen gewissenhaft nach, aber darüber hinaus spürte man kaum etwas von ihnen. So fiel dem Hause des zweiten Bürgermeisters von selbst eine sonst nicht wahrgenommene Aufgabe zu. Vielleicht sogar in glücklicherer Form, als er sie als erster gehabt hätte. Er hatte beim Weggang aus dem Bürgermeisteramt in Homburg v. d. Höhe

nach einer Stellung gesucht, die ihn von den übermäßigen Gesellschaftspflichten befreite, welche dort der regelmäßige Besuch Kaiser Wilhelms II. und vieler ausländischer Gäste mit sich brachte. So trat er gern hinter einem ersten Bürgermeister zurück, obwohl ihm der Kaiser den Oberbürgermeistertitel verliehen hatte, den er in Görlitz nicht führen konnte. So blieb meinen Schwiegereltern neben einem selbstverständlichen Maße offiziellen Verkehrs genug Möglichkeit, ihr Haus zu öffnen, wem und wie sie es wollten.

Es war ein besonderes Haus. An einer der schönsten Stellen der Stadt in der Holteistraße großzügig und modern gebaut, übertraf es das, was sich ein Beamter, auch der Oberbürgermeister, leisten konnte, wenn er nicht über privates Vermögen verfügte. Das Erbe des Kaufmannshauses Stavenhagen, das dem Sanitätsrat Maß in Anklam, dem Großvater meines Schwiegervaters, den Ankauf des geliebten Gutes Lüskow ermöglicht hatte, schuf hier noch einmal ein zweites Paradies. Zwischen beiden bewegte sich das Leben der Familie, glücklicher und weiträumiger, als es Menschen gleichen Standes sonst beschieden war. Im Lauf von wenigen Jahren ist sie dann aus beiden vertrieben worden.

Aber von den Wolken der Zukunft war damals noch nichts zu sehen. Wenn es ein „Haus in der Sonne“ gab, wie das vielgeliebte „Blaue Buch“ des Malers Larsson es zeichnete, hätte man es im Maßschen Hause auf der Höhe des Weinberges in dem großen Garten mit den 100 Rosenstöcken und dem herrlichen freien Blick über die Neißewiesen hinweg auf das Riesens- und Isergebirge gesehen. Neidlos, denn wer das Haus und seine Seele, die Mutter, kannte, dem verging das Neiden oder Vergleichen vor dem Zauber, der es durchstrahlte.

Du hohes Haus, so licht und hell,
die Mutter drin der Lebensquell,
an dem sie alle Freude haben,
an dem sich alle Herzen laben.

So schrieb einer der Freunde, der westfälische Dichter Friedrich Castelle. Ich sehe die Tür aufgehen und die bis in die frühe Todeskrankheit jugendlich-schöne Mutter jeden, der kommt, jung oder alt, einfach oder gebildet, begrüßen, mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit in Stimme und Blick, die sich immer gab und behielt zu gleicher Zeit. Es gab keine Frau, die so natürlich, so frei von Anspruch und Konvention, eine so selbstverständliche Verehrung erweckte. Sie war der Typus einer klugen Frau, der heute im Zeitalter des Frauenstudiums eine einschneidende

Wandlung durchgemacht hat: weder geistreich noch wissenschaftlich gebildet, wie es heute die Durchdringung mit dem rationalen und spezialisierenden Denken der Universität mit sich bringt, bereichernd und verengend. Sondern es war die Klugheit einer wachen Intelligenz, eines vielseitigen Interesses und der lebendigen Erfahrung. Schon als kleines Mädchen hatte sie das „Täfertint“ (Käferkind) geheißten, weil alles, was krabbelte und flog, ihr Entzücken hervorrief. Sie holte morgens vor der Schule Futter für die Raupenzucht ihres Vaters, eines Göttinger und später Stettiner Landgerichtsdirektors. Auf den Spaziergängen mit der Familie drehte sie oft die Steine um, um nach Käfern zu suchen und brachte ihrer Liselotte, die ihre Passionen geerbt hatte, wenn sie hatte zu Hause bleiben müssen, besonders schöne Exemplare in kleinen Behältern mit. Es gab nichts, was sie nicht angefasst hätte: Kröten oder Salamander oder eitrige Wunden eines Hundes. Liselottes zahmer Spatz saß beim Nähen auf ihrer Schulter; und wenn er etwas fallen ließ, dann gab es keine Aufregung darum. Was in ihren Lebenskreis trat, durfte mitleben, Tiere wie Menschen. Während des Krieges ließ sie, so lange es noch mit den eigenen Lebensmitteln möglich war, jede Woche einmal zehn arme Kinder aus der Gemeinde meines Vaters zum Essen kommen. Für Frauen ungewöhnlich wie ihre Freude an naturwissenschaftlichen und medizinischen Dingen war ihr politisches Interesse. Schon vor dem Kriege las sie, oft dafür ausgelacht, die Reichstagsreden, und an den sozialen Ideen ihres Mannes nahm sie lebhaften Anteil. Im Kriege verstärkte sich das alles. Niemand konnte sich an den Leistungen der deutschen Heere, an den Siegen und einzelnen Heldentaten aus einem tiefen, einfachen Vaterlandsgefühl inniger freuen, niemand am Zusammenbruch, der unverdienten Schmähung, der die Soldaten ausgesetzt wurden, und den harten Friedensbedingungen mehr leiden als sie. Sie lebte in und mit Gedichten, wohl mehr des späteren 19. Jahrhunderts als klassischen und ganz modernen, schrieb sich Verse ab und hängte sie neben ihrem Schreibtisch auf. Sie verschenkte auch gern Verse in ihrer klaren, harmonischen Handschrift, die ein Spiegel ihres Wesens war. Auch dem Konfirmationsgeschenk an mich fügte sie 1916 die schönen Betrachtungen Ernst Moritz Arndts über die Heimat bei: „Wo Dir Gottes Sonne zuerst geschienen ..., da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland“.

Was sie ihrem Hause und seinen Gästen aber vor allem erschloss, war die Musik. Sie begleitete Annemarie, ihre Älteste, die als Geigerin ausgebildet wurde, und sorgte dafür, dass auch die Jüngeren etwas zum gemeinsamen Musizieren beitragen konnten. Wie oft haben Görlitzer Künstlerinnen, die zu den Freunden des Hauses gehörten, in den schönen miteinander verbundenen Räumen gesungen oder Klavier gespielt! Das war ein

unentbehrliches Element der Geselligkeit, am meisten der zwanglosen des engeren Kreises. Auf diesen Stunden liegt in der Erinnerung der Kinder ein besonderer Glanz.

Er ist nicht zu trennen von einem Freund der Familie, der wie eine Zusammenfassung der guten Kräfte wirkte, die vor dem Ausbruch des Krieges von 1914 auf eine neue Zeit in unserem Volke hoffen ließen: Dr. Martin Besser. Er war Jugendpfleger der Stadt, der erste Inhaber dieses von meinem Schwiegervater geschaffenen und ihm unterstehenden Amtes. Er stammte aus einem Pfarrhause mit zehn Kindern. Der Vater, Licentiat der Theologie (damals gab es noch selten promovierte Geistliche), liberaler Theologe, war früh gestorben. So kannte Martin Besser Jugendfragen reichlich aus eigener Erfahrung. Darum setzte er seine ganze Leidenschaft daran, jungen Menschen aus Not und Schwierigkeiten zu einem freien, fröhlichen Leben zu verhelfen. Er hatte sich schon in der Bildungsarbeit unter den Jungarbeitern bei Krupp viel Liebe erworben. Obwohl er selbst nicht zum „Wandervogel“ gehörte, war er durchströmt vom Geiste der Jugendbewegung. Er spottete und stürmte gegen die gesellschaftlichen Konventionen, die Anzüge mit den hohen Stehkragen, die Fremdwörterei, die Formalitäten im Verkehr. Mein Schwiegervater war ihm schnell aus dem Vorgesetzten zum Freunde geworden. Er gehörte zum Maß'schen Hause, wie sonst niemand dazu gehört hat, lachte, tollte mit den Kindern und sang mit Kati Brückner hinreißende Duette. Selbst in dem so freien Hause musste sein Überschwang gelegentlich gedämpft werden. Bei einem Maskenfest erschien er als Orest, und die gute Mutter musste ihn doch schnell beiseite nehmen und seine allzu griechische Kleidung mit Strümpfen und einer schließenden Nadel vervollständigen. Kurz vor dem Kriege ging er nach Berlin, um dort in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft des Pastors Lic. Siegmund Schultze zu arbeiten und etwas über die Möglichkeiten sozialer Tätigkeit unter den schweren Bedingungen des Berliner Ostens zu lernen. Er fiel in Frankreich 1916.

Die Gastlichkeit des Hauses nahm im Kriege noch einmal andere Formen an. Während der Vater auf dem Generalkommando in Münster Dienst tat, öffnete die Mutter jeden Sonntag Haus und Garten für die Freunde und ihre Kinder, damit sie den Nachmittag im Freien zubringen konnten. Und mehr noch als früher fanden gedrückte Bekannte den Weg zu ihr, um sich bei ihr auszusprechen. Die offizielle Geselligkeit erlosch, nicht aber die Gewohnheit, dass Gäste der Stadt, die etwa zu einem Vortrag eingeladen waren, in einem der schönen, stillen Töchterzimmer einquartiert wurden. Ich weiß, dass Heinrich Weinelt, der Jenaer Neutestamentler, der längere Zeit Lazarettpfarrer in Görlitz war, Ernst Troeltsch

und Eduard Spranger das lichte Haus und seine Mutter in unvergessener Erinnerung bewahrt haben. Spranger hat es noch 1959 beim Jubiläum der Heidelberger Akademie mit erstaunlich genauen Einzelheiten bezeugt.

Der Vater trat, wie jeder empfand, hinter der bezaubernden Mutter zurück – und wollte es nicht anders. Die Fäden zur Außenwelt überließ er, soweit es nicht sein Amt betraf, gern ihren Händen. Ihn zog es, wenn er vom Rathaus kam – den halbstündigen Weg dorthin machte er immer zu Fuß, oft zweimal und fast immer lesend –, so bald wie möglich an den Schreibtisch. Sein Herz gehörte nur zur Hälfte der Arbeit seines Berufes, zur Hälfte der Geschichte. Und da zu diesem Interesse und einem reichen Wissen Erzählertalent und pädagogische Gabe hinzutraten, sind eine Menge kleiner historischer und juristischer Hilfsbücher für Verwaltungsakademien, Volkshochschulen und dgl. aus seiner Feder hervorgegangen. Die Lust am Fabulieren hat eine Reihe von Novellen und Romanen ins Leben gerufen, die hübschesten und herzlichsten im pommerschen Platt, das er auch mündlich meisterhaft beherrschte. Seine Belehrungsfreude ließ er oft auf weiten Spaziergängen an den Töchtern aus, an den beiden älteren ohne viel Erfolg; erst Liselotte erwies sich als dankbare Abnehmerin. Oder er deklamierte unterwegs, unerschöpflich und eindrucksvoll; lange Faustpartien waren mit bestimmten Wegstrecken synchronisiert. Der Drang nach den Dingen, denen seine heimliche Liebe gehörte, ließ ihn Störungen, die ins Haus eindringen, gern aus dem Wege gehen. Das Leben mit der Familie und dem engeren Kreise der Freunde dagegen genoss er und ergänzte dabei durch einen herrlichen trockenen, oft ausgelassenen Humor das ausgeglichene, immer ein vornehmes Maß bewahrende Wesen seiner Frau. Es war wunderbar, wie sein gewöhnlich fast abweisendes Gesicht, das nichts von ihrem aufschließenden Strahlen besaß, bei einem Spaß aufleuchten konnte. Dahinter war viel versteckt, was man auf den ersten Blick nicht sah, vor allem wie bei seinem Vater ein religiöses Grübeln und Bedürfen, anfangs als heftige Kritik an den Lehren der Kirche, später mit immer wachsender Bereitschaft, an den einfachen Wahrheiten des Evangeliums Halt und Trost in dem schweren Lebensschicksal zu suchen, das ihm noch vorbehalten war.

Von den Aufgaben seines Amtes machten ihm die am meisten Freude, welche unmittelbar dem Menschen dienten, die Sozialfürsorge im weitesten Sinn. Viele heute selbstverständliche Einrichtungen hat er für Görlitz geschaffen: eine Mütterberatungsstelle, die den schönen Erfolg hatte, dass die Säuglingssterblichkeit um Hunderte von Kindern zurückging, Waisenhaus, Kinderhorte, Kinderlandverschickung (Görlitz bekam dafür ein eigenes Gutshaus mit einer Waldschule), Jugendheime, Berufsberatung u. a.

Zum Bau einer Erholungsstätte für Lungenkranke in der Nähe der Landeskronen stellte ihm der aufgeschlossene Kommerzienrat Raupach sofort 30.000 M zur Verfügung. Vor allem die vorbildliche Sorge für die aus der Schule entlassenen Jugendlichen, für die er Martin Besser gewonnen hatte und in der auch einige Fabriken dem städtischen Vorbild folgten, hat damals Görlitz einen weithin bekannten Ruf eingetragen und meinem Schwiegervater besondere Freude gemacht. Auch in seinen Kindern weckte er das Gefühl für das Elend, das auf allen diesen Gebieten zu überwinden war. Er zeigte ihnen gern die Tuberkuloseheilstätten, das Waisenhaus oder einen Kinderhort. Und als sie einmal „arme Leute“ spielten und zum Spaß bettelten oder wie Betrunkene torkelten, wurde er sehr ernst und stellte ihnen das damit verbundene Leid eindrucklich vor Augen.

Das großzügige und fröhliche Leben des Hauses bot den Kindern einen weiten Raum sich zu entwickeln. Es waren vier Mädchen, nachdem der einzige Junge, ein gesundes Kind von dreieinhalb Jahren, an einer Lungenentzündung und einer Darminfektion, die man damals noch nicht richtig zu bekämpfen verstand, gestorben war. Die Begabungen waren deutlicher als oft bei Kindern voneinander unterschieden. Die Älteste, Annemarie, hatte aus der mütterlichen Familie die hohe Musikalität geerbt und begann, sich zur Geigerin ausbilden zu lassen. In der zweiten, Dorothea (Dodi), steckten, weit kraftvoller und origineller, die dichterischen Gaben des Vaters. In Liselotte erschien das väterliche und mütterliche Erbe auf besondere Weise verschmolzen: die Liebe zu allem Kreatürlichen und das brennende Interesse an allem Naturwissenschaftlichen, aber ebenso das Grübeln an den Urfragen und – noch unter der Fürsorge für das vielfältige Getier, das sie immer bei sich hatte, verdeckt – der Sinn für menschliche Hilfsbedürftigkeit. Die jüngste, Erika, beim Ausbruch des Weltkrieges fünf Jahre alt, lief noch gläubig und träumend hinter der größeren Schwester her und barg sich im Schutz und der Wärme der Mutter, die sie dann so bald entbehren musste.

II.

KRIEG UND NACHKRIEGSZEIT

JULI 1914: PFARRHAUS UND KIRCHBAU

Das Jahr 1914 brachte uns die beiden tiefsten Einschnitte, die wir in unserer Kindheit erlebt haben: der Juli 1914 den Einzug in unser schönes neues Pfarrhaus neben der noch im Bau befindlichen Kreuzkirche, der August den Krieg, der mit seinen Auswirkungen unser Leben wie das aller Deutschen bis zum heutigen Tage bestimmt hat. Gewiss zwei ganz zufällig zu-

sammentreffende Daten, die nur unter einem sehr unglücklichen Aspekt etwas miteinander zu tun hatten: das prachtvolle Haus war ganz auf den Wohlstand und die technischen Möglichkeiten der Friedenszeit vor 1914 zugeschnitten und darum unter den Einschränkungen des Krieges und der Nachkriegszeit schwerer zu bewirtschaften als jede Mietwohnung oder jedes ältere, wenigstens noch für Kachelöfen neben einer Zentralheizung eingerichtete Haus. Aber das betraf in erster Linie nur unsere arme Mutter; wir hatten erst, als wir größer wurden, darunter zu leiden. Da der Krieg uns als Kinder noch nicht berührte, war der Einzug in das neue Haus zunächst das, was unser Leben am stärksten umgestaltete. Denn in was für ein Haus zogen wir! Es war nicht nur ein Doppelpfarrhaus mit so schönen Räumen und einer so eindrucksvollen, wenn auch unpraktischen, durch zwei Stockwerke führenden Diele, dass Generalsuperintendent Schian beim Besuch über den Unterschied der fürstlichen Pfarrhäuser und der bescheidenen Dienstwohnung der Breslauer Generalsuperintendenten freundlich spottete. Wichtiger war: die Pfarrhäuser gehörten zum Gebäudekomplex der Kirche, deren Entstehen wir fast zwei Jahre hindurch verfolgten. Das bot genug des Interessanten. Wir turnten monatelang noch auf Bohlen über die mancherlei Leitungsgräben, die zu der Baustelle führten, erlebten zum ersten Male, dass ein Kirchturm nicht gemauert, sondern in Beton gegossen wurde, sahen auf den Laufstegen des Oberbodens, dass die Decke nicht mehr wie die früheren Gewölbe eine sich selbst tragende Konstruktion war, sondern in einzelnen Vierecken von leichtem Gewicht an Balken hing: ein schwindelerregender Schwindel, da uns eingeschärft wurde, dass wir beim Betreten der Decke sofort unten auf dem Fußboden des Kirchenschiffes landen würden. Wir nahmen teil am Aussuchen der kirchlichen Geräte, der Beleuchtungskörper, Farben und Ornamente, des Marmors für den Altar – Proben davon habe ich lange auf meinem Schreibtisch liegen gehabt – und nicht zuletzt der Inschriften. Ich erinnere mich noch, wie froh mein Vater war, für die beiden Orgelprospekte – auch das ein Novum: der Spieltisch in der Mitte und zwei Prospekte an gegenüberliegenden Wänden – die Inschrift zu finden: „Ach, nimm das arme Lob auf Erden, mein Gott, in allen Gnaden hin“. Wir nahmen bei alledem an einem Stilumbruch teil. In einer der ersten Sitzungen des Gemeindegemeinderats, die sich mit dem Kirchbau beschäftigte, hatte der liebenswerte Oberstleutnant a. D. Guderian zu meinem Vater gesagt: „Eins ist doch wohl sicher: dass wir gotisch bauen werden.“ Mein Vater konnte nur antworten: „Wenn etwas sicher ist, dann, dass wir nicht gotisch bauen werden.“ Aber wie dann? Der ausgeführte Plan war aus einem Wettbewerb von Entwürfen hervorgegangen. Viele davon bekamen auch wir zu sehen.

Der beauftragte Dresdener Architekt Rudolf Bitzan hatte sich als Mitarbeiter der Firma Kühne und Lossow beim Bau des Leipziger Hauptbahnhofs einen Namen gemacht. Er war ohne Zweifel ein sehr begabter Mann, wenn er auch zur Aufgabe des Kirchenbaus kein ganz persönliches Verhältnis hatte. So war die im Außenbau vortrefflich gelungene, auch im Innern durch eine helle, festliche Raumwirkung überzeugende Lösung in manchem von Vorbildern bestimmt, z. B. der Pauluskirche in Darmstadt und einer auch von Bitzan gebauten Dresdener Kirche, und in manchem nicht stilsicher gegenüber repräsentativen Handels- oder Industriebauten. Mein Vater musste viel Verständnis bei ihm für das erwecken, was für einen gottesdienstlichen Raum möglich und nötig war. Im ganzen gelang das, manches konnte er freilich leider nicht durchsetzen. Sonst wären einige überladene Jugendstildekorationen unterblieben und der Raum dadurch noch schlichter und wuchtiger geworden. Aber im Ganzen konnte sich die Görlitzer Kreuzkirche künstlerisch wohl sehen lassen und kann es neben vielem, was damals und später versucht wurde, noch heute. Die rechte Würdigung gewinnt man, wenn man sie mit den etwa zehn Jahre älteren tastenden Schritten zu einem neuen Kirchenstil vergleicht, denen gegenüber sie an Einfachheit und Monumentalität bedeutend gewonnen hatte. Es war nicht schwer, den weiten Raum, dem natürlich das Geheimnisvolle eines Säulenwaldes und vieler Nebenräume fehlen musste, zu einer lebendigen, hörenden Einheit zusammenzufassen, namentlich wenn er voll besetzt war und etwa noch die besondere Erwartung eines Weihnachts- oder Silvesterabends dazu kam.

Es machte einen großen Reiz unserer Jugendjahre aus, an diesem Werden teilzunehmen. Man lernte wieder eine neue Kategorie von Menschen dabei kennen. Was konnte man sich früher unter einem Maurerpolier denken, dem man nun in der hochgewachsenen Gestalt des freundlichen, zuverlässigen Herrn Mönnich täglich begegnete? Der junge „Bauführer“, der seinem berühmten Namen Schadow einen großen Schlapphut und eine Künstlerkrawatte schuldig zu sein glaubte, war für uns der gegebene Vermittler zu allen Bauangelegenheiten, zumal seit er die Hauptverantwortung für den Bau trug, da er aus Gesundheitsgründen erst spät zum Militärdienst einberufen wurde. Bei Ausbruch des Krieges ergriff auch ihn der große Rausch: er schnitzte in eine Tür, welche das Baubüro mit der Kirche verband, ein feuriges Kriegsgedicht. Sie ist später, da der Eingang überflüssig wurde, auf der beschrifteten Seite zugemauert worden, blieb auf der anderen aber noch lange sichtbar. Schließlich wurde sie ganz beseitigt. Ein völlig anderer Typus war der nächste auf der Stufenleiter der Bauhierarchie, der schlichte, tüchtige Baumeister Golle, der meinen Bruder durch

einen geliebten kleinen Hund aus seiner eigenen Promenadenzucht glücklich machte. Der nie versagende Berater meines Vaters war der Vorsitzende der Baukommission des Gemeindegemeinderats, Architekt Röhr, ein von uns sehr respektierter Mann von wenig Worten und trockenem Humor, der unseren Sprachschatz durch die fachgerechte Frage bereicherte: „Wer ist denn der Herr dort mit der großen Baustelle auf dem Kopf?“ Und schließlich, nur selten auftauchend, der Schöpfer des Baues selbst, Architekt Bitzan aus Dresden, eine uns fremde Gestalt, nach Sprache und Lebensart ein echter Prager mit einer entsprechenden, fülligen Frau.

Die Kirche entstand auf einem ebenso schönen wie für die Gemeinde unpraktischen Platze, am Rande eines Abhangs, gut fünf Minuten von den nächsten Häusern entfernt. Das hing damit zusammen, dass das Baugelände schon zehn Jahre zuvor von einer Familie geschenkt worden war, die noch in einem originellen Manne existierte: dem Kuh-Müller, einem waschechten Bauern, der zwischen den Mietskasernenstraßen der Vorstadt seine Landwirtschaft betrieb und den wir unzählige Male trafen, wenn er die Felder neben der Kirche bestellte oder barfuß Jauche fuhr. Ihm wurde ein märchenhafter Reichtum aus seinen Landverkäufen für die schnell wachsenden Straßen nachgesagt. Leider war ein näher an der Stadt gelegenes Grundstück nicht erreichbar. Man tröstete sich mit der Hoffnung, dass die Straßen in der Richtung auf die Kirche nachfolgen würden. Diese Hoffnung hat sich bis heute, nach 50 Jahren, nicht erfüllt. Und so mussten die Kirchenbesucher sich oft genug gegen heftigen Wind, Schnee und Glatteis zum Gottesdienst durchkämpfen. Sie haben es mit anerkennenswerter Treue getan. Man war ja ohnehin einiges von dem rauen, herrlichen Klima des Riesen- und Isergebirgsvorlandes gewohnt, zu dem Görlitz gehört.

AUGUST 1914: DER KRIEG

Drei Wochen nach dem Eintritt in die neue Welt, die uns umgab, begann der Krieg. Es wäre zu viel gesagt, daß er sie verdrängte oder überschattete. Ich war 13 Jahre alt, und sie war stark genug, sich nicht verdrängen zu lassen. Aber beides zusammen machte der Kindheit ein sichtbares, absolutes Ende. Kind war ich in den anderen Straßen, unter den anderen Freunden und Nachbarn im Frieden gewesen. Was begann nun?

Die Schüsse von Sarajewo hatten uns alle aufgeschreckt. Aber das hieß nicht, daß wir den Krieg fürchteten. Wie sollten wir ihn fürchten, wo wir ihn nicht kannten? Zumal wir Jungen, wenn schon die Älteren so gut wie nichts von ihm wußten? Es war vielmehr das gespannte Erwarten eines

Abenteuers, gewiß eines unheimlichen, aber auch eines berauschten. Und daran, daß er, wenn er kam, um der Ehre und der Existenz Deutschlands willen unvermeidlich und unser Volk unschuldig daran war, brauchten wir mit keiner Silbe zu zweifeln. Nach einem Familienspaziergang am 31. Juli in eine der hübschen Kaffeewirtschaften jenseits der Neiße, an dem auch die Kinder des Nachbarpfarrhauses teilnahmen, wurden zwei von uns noch „zur Redaktion“ geschickt. Der Aushang einer Zeitung war, da es noch kein Radio gab, die schnellste Art, wichtige Neuigkeiten zu erfahren. Dort lasen wir den Mobilmachungsbefehl und rannten den weiten Weg in gestrecktem Galopp nach Hause, unentwegt „Mobil! Mobil!“ schreiend, so laut wir konnten. Wer diese Tage, und sei es auch erst mit erwachendem Bewußtsein, miterlebt hat, wird sich erinnern, damals erfahren zu haben, was Begeisterung ist. Nicht Haß und Gebrüll, wie sie dann die nationalen Kundgebungen des Hitlerreiches kennzeichneten, sondern Zusammenschluß in einer von innen heraus bejahten Sache. Dabei zeigt sich zugleich wieder einmal der tiefe Zeitenunterschied gegenüber später. Es gab noch keine Massenstimmen: Lautsprecher, Rundfunk, aus denen zu jeder Tagesstunde der Rausch der Worte und die betäubende nationale Kultmusik strömen kann. Es ging alles noch durch die persönliche Stimme und das gedruckte Wort, das der Form bedurfte. Darum waren die ersten Kriegsgedichte, Lieder oder die übermütigen Witze an den Truppentransportzügen die eigentlichen Träger der Massenstimmung. So viel Überschwang es natürlich gab, so war doch das Grundempfinden echt und rein. Es kam aus der Tiefe einer bis dahin nie gefühlten Zusammengehörigkeit, die sich jetzt in der Herausforderung durch eine feindliche Umwelt ihrer selbst bewußt wurde. Daß der – keineswegs beliebte – Kaiser Wilhelm II. mit dem Wort: "Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" die innere Zerklüftung beiseite wischte, daß die Sozialdemokratie ihr Ja zum Krieg sprach, daß erste, schönste Kriegsgedichte von Arbeitern, Heinrich Lersch und Karl Bröger, stammten, das machte den tiefen Grundton der Begeisterung aus, die damals unser ganzes Volk ergriff. In meiner Erinnerung ist darum auch keine Szene irgendwelcher nationalen Schreierei aus diesen Tagen haften geblieben, sondern das Bild eines jungen Reserveoffiziers, der ruhig und ernst neben seiner Mutter zu einem Gottesdienst ging. Ich kannte beide nicht, es war nicht in unserer Gemeinde. Für sie fand sich eine unvergeßliche gottesdienstliche Gelegenheit. Der alte Kommerzienrat Raupach öffnete seinen herrlichen Park, so daß mein Vater dort vor einer riesigen Menschenmenge, die unsere bisherige Ersatzkirche nicht entfernt gefaßt hätte, einen Gottesdienst unter dem freien, strahlenden Himmel des 2. August 1914 halten konnte.

Viele Wochen hindurch bestand für uns der Krieg aus ununterbrochenen Siegesmeldungen von West und bald auch von Ost, wo aus der Tannenschlacht der Mythos Hindenburgs erwuchs. Die Glocken, auch die soeben aufgezogenen unserer Kirche, waren neben den Extrablättern oft die ersten Boten. Wie fast das ganze Volk, so wurden erst recht wir Kinder dadurch sanft hinweggetäuscht über den Ernst des Geschehens, das begonnen hatte. Nur die Traueranzeigen in den Zeitungen erinnerten, wenn sie einen bekannten Namen trugen, wenigstens an die Opfer, die der Siegeszug kostete. Mich hat der Tod meines liebsten Lehrers bei Longwy am 21. August, von dem ich bereits erzählte, schon früh damit vertraut gemacht.

Neben dem, was man auf den Bahnhöfen oder Straßen sah, aus Zeitungen erfuhr oder von Bekannten hörte, war die Schule im besonderen Maße ein Kriegsbarometer. Zunächst schien es unveränderlich auf schön Wetter zu stehen. „Unser großer Hindenburg, der uns schon so viele freie Tage bescherte, hat wieder einmal einen gewaltigen Sieg errungen: morgen ist schulfrei“, so verkündete uns eines Tages mit sonorer Stimme unser Klassenlehrer, „der alte Babylonier“ genannt, weil er das o darin so unvergleichlich auszukosten verstand. Diese angenehme Kriegsfolge wiederholte sich noch ungezählte Male, freilich mit beklemmend größer werdendem Abstand.

Von den Veränderungen, die der Krieg innerhalb der Schule mit sich brachte, wird noch zu reden sein. Hier soll zunächst nur etwas davon gesagt werden, daß sie auch die Vermittlerin unserer Kriegspflichten war. Die erste fiel noch in die Schulferien am Kriegsbeginn: freiwilliger Ernteeinsatz auf einem der Güter am Stadtrand, wo wir aber als zu junge und ungeschickte Helfer nur halb willkommen waren und durch den rauhen Ton der Arbeiter und des Gutsherrn in unserer Begeisterung bald ernüchtert wurden. Ich zog die Lehre daraus, für eine Wiederholung eine sinnvollere Gelegenheit zu suchen. Sie fand sich auf dem Gute Krobnitz bei Reichenbach (Oberlausitz), das einst der Kriegsminister Roon aus der ihm nach dem Krieg 1866 vom preußischen Landtage bewilligten Dotation erworben hatte. Unter seinem Sohn, dem damaligen Besitzer, wurde es bewirtschaftet durch den Inspektor Daniels, dessen Sohn mein Klassenkamerad und besonderer Freund war. So war ich schon oft als Gast draußen gewesen, ehe ich nun als Erntearbeiter hinkam. Es war nur vernünftig, wenn auch zuerst etwas schmerzlich, daß ich nicht mehr im Inspektorenhaus untergebracht war, sondern in der Kutscherstube neben dem Pferdestall, zusammen mit zwei Seminaristen des Lehrerseminars Reichenbach. Ich lerne Gesprächsthemen und Umgangsformen kennen, die ich von Zuhause

nicht gewohnt war; nicht zuletzt auch, daß man „sich kümmern“ mußte, wenn man zu dem Seinen kommen wollte. Wieviel Kartoffeln man zu essen bekam, hing allein von der Schnelligkeit des Schärens ab. Das war eine nicht weniger heilsame Erfahrung als der scheußlich schmerzende Rücken beim Getreideladen, Rübenverziehen oder Unkrautjäten auf dem Kartoffelacker. Aber schon beim Verkehr mit diesen Seminaristen, erst recht mit den Knechten und Mägden merkte man doch, wie isoliert man aufwuchs, selbst in einem Pfarrhause, in dem Menschen aller Stände aus- und eingingen. Aber man war doch immer der Sohn des respektierten Vaters. Es war klug vom alten Herrn Daniels, daß er mich, wenn er aufs Feld kam, nie als Freund seines Sohnes, der nicht bei den Kolonnen der Erntearbeiter war, behandelte.

Ein anderer Kriegsdienst, der von der Schule angeregt wurde, war das Sammeln von Goldmünzen in den ersten Kriegsjahren. Ich wundere mich heute noch, wie viele Bauern und andere Leute auf dem Lande sich von uns Grünschnäbeln die Goldstücke aus den Sparstrümpfen oder -töpfen herausholen ließen. Wir konnten ja weder etwas dafür bieten noch mit etwas drohen, wie das bei späteren Jugendaktionen der Partei der Fall war. Sondern wir waren auf die Ansteckungskraft unserer nationalen Begeisterung oder – wohl mehr noch – auf die Unverschämtheit unseres Geilens angewiesen, mit der wir nicht von der Stelle gingen, ehe wir wenigstens etwas erhielten. Nur bei unserem nächsten Nachbarn, dem "Kuh-Müller", erlebte ich eine vollständige Niederlage. „Ne, in der Sache bin ich selbständch“, war sein unwiderlegliches Argument. Wegen des Jagdeifers brachte uns das Goldsammeln die Lust des Ausschweifens auf die Dörfer – dieselben, die wir in der zweiten Hälfte des Krieges in einer wesentlich demütigenderen Rolle als Butter-, Kartoffel- oder Kornhamsterer wieder aufsuchen sollten, freilich mit einem noch erhöhten Gefühl des Jägerglücks, wenn wir etwas erreichten. Denn hier ging es ja um die eigene Familie, nicht mehr um den fernen Staat. Zu den Lockmitteln des Goldsammelns gehörten die aufgabenfreien Nachmittage und die bescheidenen Bücherprämien, die es dafür gab.

Die erste innige Begegnung mit den Gedichten und Briefen der Annette von Droste-Hülshoff in der kleinen Ausgabe der „Bücher der Rose“ verdanke ich solchen Goldförschen, die ich anderen abgeschwatzt oder die man mir in den vielen unseren Eltern befreundeten Geschäften zurückgelegt hatte. Als das Gold einigermaßen eingetrieben war, wurden wir mit der ähnlichen Aufgabe betraut, für die Zeichnung der Kriegsanleihen zu werben. Sie war nur didaktisch etwas schwieriger, weil man mit imaginären Hoffnungen auf großartige Rückzahlungsbedingungen operieren mußte.

Aber gerade die sprunghaft ansteigenden Milliardenzahlen der ersten Kriegsanleihen besaßen neben den Eroberungen und Gefangenenziffern eine besondere Überzeugungskraft, da sie einen Maßstab des Selbstvertrauens im Volke darstellten. Daß auch bei uns das ganze Vermögen, vor allem das uns erst kurz vor dem Kriege zugefallene Erbe unseres Großvaters Rooseboom, ebenso aber auch meine eigenen geringen Sparrpfennige in die Kriegsanleihen wanderten, war selbstverständlich. Und als wir später alles verloren, haben weder meine Eltern noch wir heranwachsenden Kinder diesen Verlust je empfunden. Er verschwand neben dem, was andere verloren und was wir alle nach dem Zusammenbruch Deutschlands zu beklagen hatten.

Natürlich erlebte ich als Junge die Kriegsergebnisse mit stürmischer Anteilnahme. Mein am 1. Januar 1915 einsetzendes Tagebuch folgte glücklicherweise nur für kurze Zeit dem Rat meiner Mutter, den ich offenbar in der Hilflosigkeit nach den ersten Versuchen eingeholt hatte, nur Persönliches darin festzuhalten. Vielmehr verzeichnet es getreulich von Tag zu Tag die Siege oder Rückschläge, Eroberungen und Gefangenenzahlen, welche die Berichte des Hauptquartiers enthielt, natürlich mit den nötigen Jubelrufen oder besorgten Bemerkungen. Vor allen interessierten mich die Flottenereignisse, die ich in einem besonderen Buche verfolgte. Ich war über Wasserverordnung und Bestückung der deutschen und der ausländischen Kriegsschiffe durch Flottenkalender gut unterrichtet und traute selbstverständlich dem trügerischen Spiel der Tonnagezahlen. So war die Skagerrak-Schlacht im Mai 1916, bei der die Engländer etwa doppelt so viel Schiffsraum verloren wie wir, einer der stolzesten Tage des Krieges. Und die Einschränkung des U-Boot-Krieges, die im März 1916 zum Rücktritt von Großadmiral Tirpitz führte, empfand ich als „vielleicht den schwersten Schlag, den wir bis jetzt bekommen haben“, und eine Auswirkung des „englischen Bluts in den Hohenzollern“. Die Warnrufe der nationalen Presse hatten mich hier in einer persönlichen Liebhaberei getroffen. Meine 14-jährige Empörung war nicht der Ausdruck für das Empfinden des Elternhauses. Im Gegenteil, wir wurden sowohl von meinem Vater wie von meiner Mutter, die in ihrem leidenschaftlichen Gerechtigkeitssinn und aus dem freien Horizont ihrer in Holland verlebten Jugend tief unter allen Ausbrüchen des Hasses und der Überheblichkeit litt, zur Mäßigung im Urteil angehalten. Schon unter dem 5. September 1915 finde ich in meinem Tagebuch ein Gespräch beim Abendessen notiert über die Möglichkeit, daß wir den Krieg verlieren könnten. "Welch furchtbarer Gedanke, wenn es hieße: es gibt kein Deutschland mehr! Aber jetzt ist noch kein Anlaß zur Furcht, sondern jeder Grund zu Hoffnung und Zuversicht vor-

handen.“ Oder im Dezember 1915 geschah der schlimme und in der Presse kräftig verwertete Baralong-Fall, bei dem ein unter amerikanischer Flagge fahrendes englisches Schiff ein deutsches U-Boot, das soeben einen englischen Dampfer versenkt hatte, vernichtete und die im Wasser schwimmenden deutschen Seeleute sämtlich erschoss. Ich ergoß natürlich meine Empörung darüber, fügte aber hinzu: „Wenn wir nach England hinüberkommen sollten, passiert etwas ganz Furchtbares. Diese Wut! Vielleicht ist es besser, daß wir nicht rüberkommen.“ Auch die Skepsis gegenüber den beschönigenden und bagatellisierenden Berichten des Hauptquartiers, wenn es sich um einen Rückschlag für uns handelte, setzte ziemlich früh ein. Ich danke es meinen Eltern, daß ich verhältnismäßig bald den Krieg in einem gewissen Gleichgewicht von Siegesjubiläum und Sorge, so gern ich jedes Mal den ersten überwiegen ließ, und in einer Abneigung gegen extreme Parolen erlebte. So erinnere ich mich eines Gesprächs zwischen meinem Vater und dem befreundeten einst Görlitzer, nun Kasseler Stadtbaurat Labes über Bethmann-Hollweg, dem sie beide "die Stange hielten“. Gegen die Politik der „Vaterlandspartei“ (1917) war unser Haus infolgedessen immun, und der Name von Tirpitz hatte seinen Glanz für mich verloren.

Daß der Krieg auch eine andere Seite hatte als die, welche die jugendliche Begeisterung weckte, konnte uns in einem Pfarrhause am wenigsten verborgen bleiben. Hier trafen sich die Anteilnahme an persönlichen Schicksalen und der amtliche Dienst des Vaters. Als wir an einem Sommertage beim Abendessen auf der Veranda saßen, wurde er ans Telefon gerufen und kam zurück mit einem Gesicht, wie ich es noch nie an ihm gesehen hatte: „Berndel Schmidt ist gefallen“; der jüngste Sohn unseres prächtigen Pastor primarius, von dessen astronomischen Studien ich früher erzählt habe, der dritte, den sie hergeben mußten. Ging uns dieser Tod besonders nahe, so war er doch einer unter vielen, die sich von Jahr zu Jahr häuften und auch meinem vom Kriege noch nicht erfaßten Jahrgang 1901 immer näher rückten. Als ich eines Tages aus der Schule kam, stand ein etwas älterer Mitangehöriger des Schülerlesevereins Litteraria, von der ich noch zu erzählen habe, davor und begleitete mich einen langen Umweg nach Hause. Er erzählte, ohne zu unterbrechen, von den Schrecken der Somme-Schlacht.

Ich war wie entrückt. Nachdem er durch einen Offizierslehrgang für einige Zeit in Sicherheit gewesen war, kam dann bald die Nachricht von seinem Tode. Durch das Amt meines Vaters nahmen wir mehr als andere Kinder an den schweren Opfern Anteil, die der Krieg forderte. Oft erhielt mein Vater die erste Todesnachricht, die er dann in die betroffene Familie

bringen mußte, oder erfuhr wenigstens sofort von ihr. Wie oft kam er zerschlagen von diesen Besuchen nach Hause, und viele Schicksale vor allem aus Arbeiterfamilien, von denen wir sonst als Kinder eines Hauses der höheren Stände kaum etwas erfahren hätten, zogen sich durch die Tischgespräche. Es war wohl in vielen Fällen eine Hilfe für die Trauernden, daß die Pfarrer weithin um die Benachrichtigung der Angehörigen gebeten wurden; auf dem Lande fast regelmäßig. Für die Pfarrer selbst war es eine schwere Last. Sie wurden zu den Totenvögeln des Dorfes. Die Leute beobachteten oft, wenn die Post angekommen war, hinter den Fenstergardinen, wohin der Pfarrer einige Zeit später seine Schritte lenkte. Im Zweiten Weltkrieg wurde diese Aufgabe ihnen nicht mehr anvertraut, sondern neben der Benachrichtigung durch die Post den Parteibeauftragten – nicht zur Freude der Trauernden und sicherlich nicht zu ihrer eigenen. Ein Parteifunktionär sagte zu meiner jüngeren Schwester: „Im ersten Krieg wurden die Pfarrer in die Häuser geschickt. Sie wußten doch etwas zu sagen, aber wie stehen wir da?“

Auch am Lazarettendienst ließ unser Vater uns teilnehmen. Wir begleiteten ihn oft zu Besuchen, Gottesdiensten und Weihnachtsfeiern, manchmal auch um mit den Verwundeten zu spielen. So sahen wir viel Elend, aber doch, da es sich um rückwärtige Lazarette handelte und wir natürlich nicht zu den schwersten Fällen kamen, viel lustiges Leben. Ein Junge, der sich mit 16 Jahren kriegsfreiwillig gemeldet hatte, machte mir großen Eindruck. Es beschäftigte mich, je länger der Krieg dauerte, um so mehr, ob ich nicht das Gleiche tun müßte. Aber nach den seltenen Ausnahmen am Anfang wäre eine vorzeitige Annahme nur durch die Entscheidung für die Offizierslaufbahn möglich gewesen. Zudem redete mein Onkel, der als Pfarrer einer im Westen eingesetzten Division die Anforderungen an Leib und Seele in ihrer ganzen Schwere kannte, dringend davon ab; wenn der Krieg länger dauere, werde ich zur rechten Zeit von selbst noch drankommen.

Einmal habe ich neben allerlei sonstigen kleinen Hilfen und Diensten auch für das Rote Kreuz Theater gespielt und dabei die geheimnisvolle Hinterwelt des Görlitzer Stadttheaters kennengelernt. Unter Leitung eines echten ehemaligen „Hofschauspielers“ aus Kassel, Gaston Demme, dessen Name noch nach König Jérôme klang, spielten wir Gymnasiasten zwei Einakter von Theodor Körner. Ich hatte die Hauptrolle in „Joseph Heide- rich oder Deutsche Treue“, den alten Korporal, der auf offener Bühne starb. Zum Ausgleich durfte ich dann im zweiten Stück „Der Nachtwächter“ als stummer Spaziergänger mit anderen die nächtlichen Kleinstadtstraßen bevölkern. Wir erlebten bei mehrfach ausverkauftem Hause alle Freuden und Ängste des Schauspielers. Bei einer Aufführung ließ ich ver-

sehentlich ein Stück aus, aber der von mir gerettete Oberleutnant, mein Freund Daniels, sprang geistesgegenwärtig zur richtigen Antwort. An keinem Abend habe ich so echt gezittert. Kaum war der Vorhang gefallen, da stürzte Gaston Demme auf mich zu – nicht mit dem erwarteten Tadel, sondern mit den Worten: „Herr Bornkamm, Sie waren heute ganz famos.“ Und daß unser Hausarzt zu meinem Vater sagte: "Ihr Sohn ist gestorben, als ob er drei Jahre Bühnenausbildung gehabt hätte“, ging mir sanft ein.

Von der eigentlichen Kriegsliteratur, die wir natürlich in diesen Jahren fleißig lasen, ist nicht viel hängen geblieben. Außer ein paar schönen Gedichten war kaum etwas daran. Ein bewundertes menschliches Vorbild war mir wie Hunderttausenden Ernst Wurche, Walter Flex's „Wanderer zwischen beiden Welten“. Viel tiefer noch griff in mein Werden der 1917 veröffentlichte Briefwechsel der gefallenen Brüder Heinz und Gotthold von Rohden ein. Aus ihm erstand die Welt der Marburger Theologie und Philosophie und weckte die Sehnsucht nach diesen geistigen Kräften, die sich in ihren Gestalten wunderbar bewährten. Zu dem damals reifenden Entschluß, Theologie statt der ursprünglich erträumten Geschichte zu studieren, hat ihr Bild wesentlich beigetragen.

SCHULE UND SCHÜLERVEREINIGUNG

Für unser Schülerleben brachte der Krieg keine allzu tiefgreifenden äußeren Einschnitte – verglichen mit den Fliegeralarmen, Ausbombungen und Umschulungen, die ich bei meinen Kindern im Zweiten Weltkrieg erlebt habe –, aber doch eine recht spürbare Verwandlung des ganzen Schulgeistes und -betriebes. Nicht nur das sofortige Einrücken der jüngeren Lehrer, sondern auch die übereifrigen freiwilligen Meldungen oder Einberufungen vieler älterer schufen bald einen Zustand, der nicht mehr wirklich wieder gutgemacht werden konnte. Zum Ersatz wurden entweder pensionierte Lehrer oder des Unterrichtens ungewohnte Kräfte, insbesondere Pastoren, herangezogen. Unter ihnen befand sich eine Zeit lang auch mein Vater, der, vielseitig interessiert, nicht nur Religion, sondern mit Freude auch Geographie und Geschichte gab. Aber das ging nur in seltenen Fällen und in den unteren Klassen gut. Bei den aus dem Ruhestand herangeholten, z. T. einst sehr verdienten Lehrern, zeigte sich doch oft, dass sie der Aufgabe nicht mehr gewachsen waren. Das Lehren und Mitleben mit der Jugend ist offenbar etwas so Lebendiges, dass es eine längere Unterbrechung und eine Gewöhnung an einen anderen Lebensrhythmus nur schwer verträgt. Es war für mich daher ein zweifelhaftes Vergnügen, dass ich zeitweilig auch bei meinem reaktivierten Großonkel Oskar Nietzsche Unterricht

erhielt. Ich hatte eine große Verehrung für ihn. Sein reiches Wissen und seine bei aller Strenge des Wesens herzliche Anteilnahme an uns Kindern hatten in mir eine scheue Liebe zu ihm erweckt. Die Besuche in seiner altertümlichen Wohnung in der öden Straße aus dem späten 19. Jahrhundert trugen etwas von einer kultischen Handlung. Dazu kam, dass er uns in persona für unsere Verwandtschaft mit Friedrich Nietzsche bürgte, die zwar weitläufig über eine Urgroßmutter führte, aber uns doch keineswegs gleichgültig war. Sie hat übrigens später, als man durch die Anforderungen des Dritten Reiches angeregt wurde, nach Ahnen zu forschen, dank der Vorarbeiten des Nietzsche-Archivs in Weimar dazu geholfen, diese Wurzel unserer Familie weiter als jede andere zurückzuverfolgen. Es war nun aber doch sehr peinlich mitzuerleben, wie der respektierte Onkel oftmals, z. T. auch infolge seiner Schwerhörigkeit, mit der natürlichen Indolenz und der Lachlust von uns Sekundanern nicht zurechtkam, und dann als letzten Paukenschlag seiner schon früher berühmten Zornreden zu hören: „Und auch du, als Neffe!“ Glücklicherweise hat diese unerquickliche Episode in unserem späteren Verhältnis keinerlei Spuren hinterlassen. Im ganzen waren wir während des Krieges auf eine Gruppe älterer, z. T. gar nicht untüchtiger, aber doch ziemlich schwungloser Lehrer angewiesen. Unsere Klasse bekam überdies aus ihr eine wenig glückliche Auswahl, so dass wir den Einzigen, der durch seine Anregungen und seine straffe Leistung imponieren konnte, Buchwald, nur kurz in Nebenfächern gehabt haben. Ich verkenne natürlich nicht, dass der graue Schulalltag, den wir nach meiner Erinnerung im ganzen genossen haben, durch seine Exaktheit und unermüdliche Wiederholung unser sprachliches Vermögen und unser Denken unmerklich gebildet hat. Aber wo blieb die erlebte Begegnung mit griechischer Dichtung und Philosophie, dem Reiz lateinischer Poesie oder sogar der großen deutschen Literatur, die ohnehin bei Goethe und Schiller ein frühes Ende fand? Ohne solche erregenden Erfahrungen bleibt auch das, was zwischen ihnen liegt, viel schwerer haften. So hungerten wir nach jüngeren Lehrern mit moderneren Methoden und Problemen. Einer von ihnen, schwer verwundet aus dem Kriegsdienst entlassen und noch nicht lange an unserem Gymnasium tätig, wurde daher, als die neue Schulordnung nach der Revolution 1918 das Amt eines Vertrauenslehrers schuf, auf Vorschlag von uns Oberprimanern schnurstracks als der Jüngste durch die Schülerversammlung dazu gewählt; sicher recht unerwartet und ungerecht für viele ältere Lehrer, soweit sie überhaupt auf diesen revolutionären Posten Wert gelegt hätten. Er ist später, um dieses Stück Zeitgeschichte zu Ende zu erzählen, überzeugter Nationalsozialist geworden und – unfassbar für alle, die ihn menschlich und beruflich geschätzt hatten – geblieben, so

dass er Direktor des Gymnasiums wurde, und hat dafür dann 1945 in einem Lager vor den Toren der Stadt mit einem elenden Tode gebüßt.

Ausgiebig haben wir auch die Schreckensgestalt unserer Schule genossen, einen Mathematiker, der durch die Strenge seiner Anforderungen und die erbarmungslose Ironie, mit der er die Schwächeren behandelte, panische Angst in seinen Klassen verbreitete. Es war die natürliche Rache, dass sich später die Schüler unseres Gymnasiums in nichts so wieder erkannten wie in der Imitation seines Zwirbelns an den Haaren der kleineren Schüler, seiner vernichtenden Urteile über falsche Antworten oder schlechte Arbeiten und der gefürchteten Bestellung zum Nachsitzen, bei dem man dem kalten Mann allein gegenüber saß. Die Kriegsverhältnisse bescherten ihn uns einige Zeit auch im Geschichtsunterricht, den er auf seine mathematische Weise, mit einem sinnlosen Abfordern von Jahres- und Tageszahlen, gab. Da auf der Geschichte nun einmal mein besonderes Interesse lag, hat er mich zeitweilig damit zu umfangreichen Ausarbeitungen und Tabellen angespornt. Der zwecklose Sport vereinfachte sich, als ich entdeckte, dass er denselben Abreißkalender wie wir benutzte und daraus seine regelmäßige Frage bestritt, was heute für ein Gedächtnistag sei. Es war eine Erlösung, als wir in die Hände unseres Direktors Emil Stutzer übergingen, der für die Interessierten ein ungewöhnlicher, für den Durchschnitt ein zu unschematischer Geschichtslehrer war. Er kümmerte sich um den vorgeschriebenen Lehrstoff überhaupt nicht, sondern unterrichtete, was ihn selbst interessierte und was er z. T. auch literarisch behandelt hatte: Wirtschafts- und Verfassungsfragen, neuere Außenpolitik, soziologische Probleme (z. B. nach seinem Buche „Die deutsche Großstadt“). Er war der einzige, bei dem ein moderner Zug den Unterricht beherrschte. Um so schwächer waren freilich seine meist total unpräparierten altsprachlichen Stunden. Auch in Mathematik erlebten wir einen Klimawechsel von der langjährigen Eiseskälte in die milde Wärme des herzensguten und pädagogisch geschickten Professors Klinkhardt, der auch aus meinen geringen mathematischen Fähigkeiten bis zum Abitur etwas Erträgliches zu machen verstand. Es war übrigens eine heilsame Erfahrung, wie sich in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern das Klassenbild z. T. völlig umkehrte und aus den Letzten die Ersten wurden. Da wir eine gute Kameradschaft hatten, waren wir froh über diesen Ausgleich für sie.

Mit dem Bilde unseres letzten Mathematiklehrers ist für mich die Erinnerung an eine Peinlichkeit der damaligen Schulordnung verbunden: Die große Andacht am Montagmorgen, die von den Lehrern gehalten wurde. Ihre Beteiligung war sicherlich freiwillig und insofern ein Bekenntnis guten Willens. Aber das Ergebnis war z. T. äußerst komisch. Unser guter Ma-

thematiker beschränkte sich auf einen Bericht über die Kriegslage: "Unsere tapferen Heere haben in der vergangenen Woche ... wieder große Erfolge errungen ... (es folgte ein zusammengedrängter Heeresbericht) ... Das walte Gott, Amen." Peinlicher noch war das Morgengebet unseres Klassenlehrers, wenn er die erste Stunde hatte. Er schnarrte immer denselben Vers herunter, während er die Eintragungen im Klassenbuch durchlas. Wir hätten es ihm ebenso gern erlassen wie den meisten Lehrern die Montagsandacht. Nur hin und wieder horchte man einmal auf, wenn bei einem eine unerwartete Seite zutage trat, und nur bei wenigen konnte man von vornherein eines guten Wortes sicher sein.

Zu ihnen gehörte der feinsinnige Germanist und klassische Philologe Johannes Meyer, der mit seiner herzenswarmen, tatkräftigen Frau nach dem Weggang von Macholz das nächste Freundeshaus für unsere Familie bildete, in dem wir ungezählte Stunden des Austauschs der Erwachsenen und des Spielens der Kinder mit der einfallsreichen Tochter verbrachten. Im Unterricht habe ich ihn fast überhaupt nicht kennen gelernt und war ganz froh darüber, dass die Familienfreundschaft nicht durch problematische Schulbeziehungen kompliziert wurde. Ob ich an den deutschen Aufsätzen, die auf Gliederungskunstwerken errichtet werden mussten, Geschmack gefunden hatte, ist mir jedenfalls zweifelhaft. Aber es war überhaupt ein seltsames Kapitel, wie man angeleitet wurde, über Dichterzitate oder Sprichworte bodenlose Lebensweisheiten von sich zu geben oder aus dramatischen Dialogstücken geschlossene Charakterbilder zu entwerfen. Wir haben uns noch in Oberprima in drei Aufsätzen mit dem uns wenig auf den Leib passenden Thema des „Glücks“ beschäftigt, bis wir am Abituraufsatz merkten, dass sie eine Einübung für ihn gewesen waren. Es ist schwer verständlich, warum Wesenserfassung und Darstellung fast gar nicht an gegenständlichen Aufgaben erprobt wurden.

Eine traurige Rolle spielte das Fach Religion. Von meinen kirchlich gleichgültigen Klassenkameraden zu schweigen, kann ich nur sagen, dass sich auch für mich an dem frühen, lapidaren Satz: „Religion ist Mist“ (s. S. 166) bis zum Abitur, was das Schulfach anlangte, nicht viel geändert hat. Abgesehen von einem kurzen Kriegsjahr, in dem uns mein Vater unterrichtete, hatte es mit dem, was mir von meinem Elternhause her wichtig war, so gut wie nichts zu tun, und zwar sowohl mit dem, was ich vom Leben der kirchlichen Gemeinde, wie mit dem, was ich an Offenheit für aktuelle theologische Fragen kannte. Es war sicher ein durch den Krieg mitbedingtes Unglück, dass wir allzu lange in einer Hand waren. Ein größeres aber noch, dass es dem gewiss wohlmeinenden Manne überhaupt nicht gegeben war, dem reichlich dargebotenen Lehrstoff etwas von einem

Sinn abzugewinnen, der auch uns anging, oder gar einmal ein Wort persönlicher Wegweisung zu finden. Das einzig Brauchbare war das Lehrbuch, das durch seine kurzen Zusammenfassungen der Philosophiegeschichte wenigstens eine Ahnung von Gebieten erweckte, die sonst im gesamten Schulunterricht nicht berührt wurden. Alles in allem habe ich mich in den letzten Jahren redlich nach dem Ende der Schulzeit gesehnt. Ich hätte sie wohl noch schwerer überstanden, wenn mir nicht aus anderen Quellen geistige Nahrung zugeflossen wäre.

In erster Linie muss ich dabei des Lesevereins Litteraria (LL) gedenken, der aus Schülern der vier oberen Klassen unseres Gymnasiums bestand. Es gab neben ihm noch den Ruderverein Remigia und den Geselligkeits-, d. h. vornehmlich Kneip-Verein Amicitia. Als wir beim Eintritt in die Untersekunda reif wurden, von diesen Verbindungen „gekeilt“ zu werden, fiel ich zunächst der Remigia in die Hände. Ihr Rudern und Paddeln auf unserer sich durch den Wald und Wiesen hinziehenden, geliebten Neiße gefiel mir sehr. Aber als dann kurz danach ein respektierter Oberprimaner an mich herantrat und mich zur Litteraria einlud, war die Wahl nicht schwer. Sie war nicht nur die einzige geistige dieser Verbindungen, sondern nach ihrer Geltung auch etwa das Corps unter ihnen. Der Vergleich ist nicht unberechtigt. Denn alle diese Schülervereinigungen bezogen die Formen ihres geselligen Beisammenseins von den Studentenverbindungen. So habe ich den studentischen Comment in dieser komischen embryonalen Gestalt kennen gelernt, so dass ich später hinreichend dagegen immun war. Ja, er lieferte schon damals den einzigen geringen Grund des Zögerns gegenüber der lockenden Einladung. Mein Vater hatte mir 100 M versprochen, wenn ich bis zum Abitur keinen Alkohol tränke. Aber das machte, als ich es zur Sprache brachte, keine Schwierigkeiten. Ich bekam als einziger neben den Biertrinkern immer meinen Sprudel oder Saft. Ich habe den Müttern – denn wir tagten in den Häusern – damit immer eine kleine Extramühe gemacht, zumal in den letzten Kriegsjahren, wo ein dünnes Bier immer noch am leichtesten zu beschaffen war. Zu alkoholischen Exzessen, wie es sie in solchen Schülervereinigungen nicht selten gegeben hat, war es sowieso nicht geeignet. Und wir waren zumeist auch nicht sonderlich anfällig für den Commentbetrieb. Wir handhabten ihn in dem inoffiziellen Teil nicht ohne Vergnügen, sangen aus dem Kommersbuch, das ja auch viel Schönes enthielt, verhängten Bierjungen oder rieben Salamander, aber das alles doch zur linken Hand.

Das Gewicht unseres Zusammenseins lag natürlich entschieden auf dem eigentlichen Zweck unseres Vereins, dem Lesen von dramatischen Dichtungen mit verteilten Rollen. Auch das vollzog sich nach einem seit

Generationen von „LLern“, wie wir hießen, festgelegten Zeremoniell. Jeder konnte Stücke für die Lektüre vorschlagen, aus denen dann eine Auswahl getroffen wurde, die verschiedene Literaturkreise berücksichtigte. Der 1. Vorsitzende bestimmte die Rollen, so dass man sich in sehr unterschiedliche Charaktere, männliche oder weibliche, einlesen musste. Es war Vorschrift, nicht unpräpariert zu erscheinen. Und wir nahmen das auch einigermaßen ernst, einerseits aus Freude an der Sache, andererseits um vor der Corona nicht bloßgestellt zu werden. Denn es gab berufene Rezensenten: den „ersten Kritiker“, der die Leistung des Ensembles, und den „zweiten“, der den ersten zu kritisieren hatte. Das waren recht arbeitsreiche Ämter, namentlich das des ersten. Denn es gehörte dazu, dass er auch eine Betrachtung über das gelesene Stück lieferte, was auch dem zweiten freistand. Diese Kritiken wurden verlesen und besprochen. Sie wurden in Bücher eingetragen, in denen man gern nach den Weisheiten der Amtsvorgänger blätterte. Wer diese Ämter mit einiger Gewissenhaftigkeit wahrnahm, lernte sich in das literaturwissenschaftliche Handwerkszeug einzuarbeiten, das ihm z. T. die recht gute Vereinsbibliothek bot: die Dramaturgie von Bulthaupt, die gängigen Literaturgeschichten, die Biographien der großen Dichter oder besondere Abhandlungen. Ich habe viel Gewinn davon gehabt, dass die Bibliothek einige Jahre in den großen Kellerräumen unseres Pfarrhauses untergebracht war. In den Kritiken selbst übte man sich, möglichst scharf, aber nicht verletzend zu urteilen – aus Anstand, aber auch weil man es heimgezahlt bekommen konnte –, eigene Probleme und Pointen in den Stücken zu finden und möglichst originell und witzig zu formulieren. „Die Volksszenen müssen noch völlig anders werden. Entweder hört man bloß Rhabarber, Rhabarber oder man bekommt die schönsten Maulsalven“, ist mir als Formulierung eines Freundes in Erinnerung geblieben, die ich damals bewunderte. Ich möchte nicht wissen, welchen Unsinn wir z. T. in den Rezensionen der Stücke von uns gegeben haben, den wir für wichtig oder geistreich hielten. Aber das ist sicher, dass diese selbständigen Versuche, mit Dichtungen umzugehen, sie uns – jedenfalls mir – mehr erschlossen haben als der Unterricht in der Schule. Wir wären darum auch nicht auf den Gedanken gekommen, Lehrer zu unseren Sitzungen zuzuziehen, wie es bisher wohl vereinzelt geschehen war. Vor allem aber erweiterten diese Lesungen unseren literarischen Horizont ganz außerordentlich. Von Shakespeare, über den wir in der Schule nichts erfuhren, bis zu Ibsen und Gerhart Hauptmann spannte sich ein weiter Bogen, in dem auch weniger bekannte Klassikerstücke, Lessing, Kleist, Hebbel u. a. ihren Platz hatten. Ibsens Kronprätendenten Peer Gynt, Brandt und die Gesellschaftsstücke, Shakespeares Lear, Hamlet und die Königsdramen,

Hauptmanns Weber und vieles andere bedeuteten Entdeckungen, die ans Herz griffen, erlebt in der Nachgestaltung des gemeinsamen Lesens.

Darauf beruhten auch die persönlichen Verbindungen, die sich zwischen uns herstellten. Hier fielen die sonst so strengen Klassenschränken der Schule. Wo hätte ich sonst freundschaftliche Beziehungen zu älteren Primanern wie Horst Neubauer oder Hans Seidler finden können, der mir seine Gedichte anvertraute? Es waren die ersten, die ich mit frischer Tinte kennen lernte. Sie und etwas später die meiner Schwägerin Dodi, die aber schon unter den Freunden des Hauses Maß einen kleinen Dichterruhm genoss, haben mich natürlich auch zu eigenen Versuchen inspiriert, die ihnen gegenüber aber, wie ich wusste, sehr kümmerlich blieben. Und wie hätte man sonst Gelegenheit bekommen, so viele Görlitzer Häuser kennen zu lernen, von Kaufleuten, Rechtsanwälten, Fabrikanten, des Reichsbankdirektors und immer wieder die schönen Räume des Hauses Jecht in der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften? Allerdings so gut wie nur die Häuser. Denn Familienmitglieder waren natürlich streng ausgeschlossen. Schon eine kurze Begrüßung vor Beginn ging eigentlich fast gegen die Spielregeln. Dafür hatten wir hin und wieder Besuch von „Alten Herren“. Besonders eindrucksvoll war es, wenn sie aus dem Felde kamen und einen Urlaubsabend drangaben, um einmal zu sehen, was wir jungen Füchse aus ihrer LL gemacht hatten. Sie waren harmlos fröhlich mit uns oder erzählten, sei es uns allen oder bei anderer Gelegenheit persönlich, wie Hans Kraner beim Rückweg aus der Schule von der Somme-Schlacht (s. S. 200). Es war überhaupt etwas Schönes, sich in einer schon lange dauernden Gemeinschaft zu wissen, die viele gute Namen enthielt. Sie reichte für unser Auge etwa bis zu dem Juristen Justus Hedemann, der mich 1919 als Rektor von Jena mit einer unvergesslichen Rede immatrikulierte und in dessen Haus ich als LLer und zugleich mit einem Gruß seiner in unserer Gemeinde wohnenden Mutter Zutritt erhielt, und bis zu dem gebildeten Tuchfabrikanten Wilhelm Hoffmann. Zu der respektierten Ahnenreihe gehörte das Freundespaar Georg Anderson, von dem ich schon erzählte, und Alfred von Martin, der spätere Historiker, der aus einem der reichsten und gebildetsten Gutshäuser der Oberlausitz stammte, und die hochangesehenen Söhne aus dem kultivierten Hause des Kommerzienrats Weil. Das alles schuf Maßstäbe, an denen man sich unbewusst nach oben streckte. Wir Aktiven waren in den letzten Jahren des Krieges nur eine kleine Schar. Bis zum Jahrgang 1900 war alles eingezogen, nur wenige Kriegsuntaugliche waren älter als wir, fanden aber auch allmählich ihren Platz in den letzten Aufgeboten. Unsere eigene Klasse war auch schon gelichtet. So nahmen wir gegen alle Gesetze auf mein Betreiben gastweise auch einen gleichaltri-

gen Primaner der „roten Schule“ (des Realgymnasiums mit seinen roten Stürmern) auf: Werner Beyrich, der freilich wie wenige geeignet war und sicher unser Gymnasium besucht hätte, wenn sein Vater nicht Direktor des Realgymnasiums gewesen wäre. Unsere Freundschaft war – bei den Abgründen zwischen den Schulen – nicht direkt gewachsen, sondern auf Umwegen. Einmal über den freundlichen Respekt, der zwischen meinem Vater und seinem bestand, der seine Schule (sehr im Gegensatz zur unserer) mit überlegener Ruhe und Erziehungskunst leitete. Er war der erste im freien Sinne des Wortes weise Mann, der mir begegnete, Verehrung weckend und als „Meister vom Stuhl“ der Görlitzer Loge von einem Geheimnis umgeben. Wir begegneten uns oft auf dem Schulwege im Eisenbahntunnel, wenn Vater und Sohn Beyrich gelassenen Schrittes ihrer noch fünf Minuten entfernten Schule entgegenstrebten, während wir in einem großen Rudel von Brüdern, Schwestern und Nachbarskindern, oft um meinen damals an unserem Gymnasium unterrichtenden Vater geschart, um die Ecke stürmten, weil wir noch einen Weg vor uns hatten, der normalerweise eine Viertelstunde erforderte. Dann reichte es knapp zu einem herzlichen achtungsvollen Gruß zwischen den Vätern und einem ironischen Grinsen zwischen den Söhnen. Viel wichtiger für unsere Annäherung war allerdings die tiefverwurzelte Verbindung zwischen seiner hochbegabten, einige Jahre älteren Schwester und unserem Hause. Sie war, obwohl sie nicht zu unserer Gemeinde gehörte, Konfirmandin meines Vaters gewesen und gehörte nun zu seinen Helferinnen im Kindergottesdienst. Das war der Anfang einer bis heute dauernden, durch viel gemeinsames Erleben und Leid mancher Art bereicherten Freundschaft zwischen ihr und unserem Hause, von der ich schon als älterer Schüler ein großes, persönliches Teil bekommen habe. Es hat viel für mein Werden bedeutet. Mit ihrem Bruder verband mich das gemeinsame literarische und, je mehr der Krieg zu Ende ging, das bei ihm vorherrschende politische Interesse. Wir bezogen im Frühjahr 1919 zusammen die Universität Jena und haben uns oft ausgetauscht. Es amüsierte mich nur sehr, dass ich ihn in den ersten Monaten fast alle 14 Tage mit dem Band einer anderen Verbindung auf dem Sofa liegen fand, in die er probeweise eingetreten war. Später führten uns unsere Wege auseinander, und wir haben uns leider nur noch selten wiedergesehen, ehe ein sehr früher Tod den klugen, noblen Mann weggraffte.

Unsere Litteraria genoss in Görlitz einen gewissen Ruhm, der sich auch daran erwies, dass sie mehrfach nachgeahmt wurde, z. B. in einem von Werner Bellardi und Walther Hoffmann (dem heutigen Münsterer Nationalökonom) inspirierten Kreise und einem, den Werner Finck um sich sammelte. Ob er, wenn er zu unseren Klassen gehört hätte, in unsere Littera-

raria eingetreten oder in sie eingeladen worden wäre, ist freilich sehr die Frage. Wahrscheinlich hätte er den Bierernst, mit dem der Comment exzerziert wurde, verachtet. Uns hat er nichts geschadet und nichts von dem geistigen Gewinn genommen, den wir von der gemeinsamen Lektüre hatten. Es ging damals eine deutliche Scheidung durch die Jahrgänge zwischen einem traditionellen Lebensstil und den Formen der Jugendbewegung. Wir erschienen 1919 als letzte Klasse noch mit schwarzem Rock und Zylinder (wohl dem, dem die Sachen des Vaters noch passten!) im Abitur. Im nächsten Jahr wäre das schon lächerlich gewesen; viele kamen im Schillerkragen. Man soll daraus freilich keinen Kleidermythos machen. Der Unterschied war schon recht relativ, im Inneren erlebte man nicht so sehr viel anders.

DIE VÄTERLICHE GEMEINDE

Kinder eines Pfarrhauses wachsen von früh an in einen die Familie übergreifenden Lebenskreis hinein, der täglich auf irgendeine Weise spürbar ist und den sie allmählich tiefer und tiefer durchdringen. „Die Gemeinde“ war ein fester Begriff. „Ich gehe noch in die Gemeinde“ war der oft gehörte Abschiedsgruß des Vaters, der zugleich andeutete, dass mit einer genauen Zeit seiner Rückkehr nicht gerechnet werden konnte. Wie oft blickten wir gespannt aus nach der leichten Höhe der Straße, über die er eilig, manchmal atemlos erschien! Dann wurde Alarm gegeben, damit alles schnell zum Mittagessen kam und etwas von der Verspätung eingebracht werden konnte. Botengänge in die Gemeinde, Besucher aus der Gemeinde, väterliche Erzählungen von manchem, was er in der Gemeinde erlebt hatte – Ernstes, Rührendes und umwerfend Komisches in natürlichem Wechsel –, das alles gehörte zum täglichen Brot. Es ist kaum auszusagen, was es an Lebenserweiterung und Menschenbildung bedeutete. Schon dass wir jeden Augenblick, wenn wir aus unseren Zimmern herunterkamen, auf der großen Bank in der Diele oder in einer der Stuben auf Leidtragende stoßen konnten, die schwarz und ernst oder verweint eine Beerdigung anmelden, bedeutete eine unbewusste Zucht oder mindestens einen jähen Schrecken im augenblicklichen Übermut.

Überhaupt dass unser Haus, das uns so herrliche Freiheiten am Stadtrand gab, uns nicht allein gehörte, sondern zugleich etwas Undefinierbarem, dem Amt des Vaters, brachte ständig fühlbare Einschränkungen. So erzieherisch sie gewesen sind, oft genug waren sie doch einfach lästig. Am meisten beeinträchtigten sie die Musik. „Wann kann ich heute Klavier üben?“ war eine immer neue und immer anders, manchmal überhaupt

kaum zu beantwortende Frage. Es musste Rücksicht genommen werden auf die knappe, stets wechselnde Mittagsruhezeit des Vaters, Gespräche mit Trauernden oder andere schwierige Seelsorgefälle und auf die im Stockwerk darunter stattfindenden Konfirmanden- oder Bibelstunden und Passionsandachten. Manchmal musste man mittendrin abbrechen. Da außerdem, solange ich zu Hause war, in der Kriegs- und Nachkriegszeit die schöne Zentralheizung fast nie in Gang war und man im Winter in dem großen, eiskalten Wohnzimmer nur im Mantel und mit klammen Fingern üben konnte, hätte mehr musikalisches Feuer dazu gehört, als ich besaß, um diesen Schwierigkeiten zu trotzen. Da ich außerdem zu spät angefangen hatte und in den Jahren, in denen die größeren Schwierigkeiten unbedingte Ausdauer erfordert hätten, schon von zu vielen anderen Interessen erfüllt war, bin ich leider im Klavierspiel elend stecken geblieben. Ich habe es später sehr bedauert, aber damals war der Entschluss, es abzubrechen, eine Erleichterung gegenüber den stereotypen, peinlichen Entschuldigungen, dass ich nicht hätte üben können. Andere Einschränkungen kamen hinzu. Man wusste zwar meistens, wo man sein Haupt hinlegen sollte. Uns Brüdern wenigstens wurde unsere nach drei Seiten freistehende Bude mit ihren dünnen Dachstockwänden, wo in den schönen, zuverlässigen Wintern des rauen Görlitzer Klimas normalerweise das Waschwasser gefroren war, kaum je streitig gemacht; selbst dann nicht, wenn das Haus von Besuch oder Pensionären wimmelte, die meine Eltern aufgenommen hatten, teils aus Gutmütigkeit, teils um in der Inflationszeit unser Studium zu finanzieren. Aber wo man arbeiten sollte, war in der kalten Jahreszeit, in der wir lange nur über ein kleines heizbares Stübchen außer dem väterlichen Amtszimmer verfügten, oft eine fast unlösbare Frage, die an die Regiekunst meiner Mutter die höchsten Anforderungen stellte. Selige Stunden, wenn man sich mit einem Aufsatz oder anderer Arbeit einmal an den leeren Schreibtisch des Vaters setzen konnte, mit dem Blick über Felder und Wiesen auf den schönen, freien Basaltkegel der Landeskronen, animiert durch leichten Tabaksgeruch und die umgebenden Wände von Büchern. Auch sonst erforderte das väterliche Amt mancherlei Rücksicht. Dass die Festtage Hauptarbeitstage waren, war natürlich spürbar. Allerdings hat mein Vater, so weit ich mich erinnern kann, nur einmal die Weihnachtsbescherung seiner kommenden Predigt wegen auf den Abend des ersten Feiertages verschoben. Wir ertrugen es leicht in dem sanften Wohlgefühl des Opfers, für das wir bedauert wurden, und der genüsslichen Vorfreude auf das, was noch vor uns lag, während es die Freunde, die wir am Weihnachtsmorgen besuchten, schon hinter sich hatten. In anderen Jahren zog er sich nur früh zurück. Ähnlich war es bei anderen Festen oder z. B. wenn

geplante Spaziergänge oder größere Ausflüge durch plötzliche Geschehnisse in der Gemeinde unmöglich wurden oder schnell umdisponiert werden mussten, worin meine Eltern große Routine hatten.

So gab es noch viele kleine Dinge, die uns gewöhnten, Grenzen unseres privaten Daseins zu respektieren. Aber was bedeuteten sie gegenüber dem Reichtum, den die Verbindung mit der Gemeinde in unser Leben hineintrug? Menschen aller Schichten kamen täglich ins Haus, ob es eine arme Arbeiterfrau oder der alte Baron war, dessen nahegelegener Park, dem Publikum verschlossen, uns offen stand und zu unzähligen Spaziergängen, Mondscheinwegen und primitiven Skiübungen Gelegenheit bot. Unser reizender Kirchendiener, von Haus aus Schneidermeister, mit seiner natürlichen Würde und seinem trockenen Mutterwitz ging täglich ein paar Mal hindurch. Immer musste man gewärtig sein, den rechten Gruß bei der Hand zu haben oder angesprochen zu werden. Ich weiß noch, wie wütend ich war, als der Kassenrendant der Görlitzer Gesamtgemeinde, der selten in unser Haus kam, mich in der Zeit, als ich schon in der Habilitation begriffen war, eines Tages, wie er meinte, „liebenswürdig“ begrüßte: „Ich habe gehört, Sie wollen über Ihren Herrn Vater hinaus.“ Dass es darüber hinaus nichts gab, erlebte man, je älter man wurde, um so eindringlicher. Als ich mit meinem Vater einmal als Student durch eine der langen Arbeiterstraßen unserer Gemeinde mit ihren eintönigen, menschenvollen Häusern ging, sagte er: „Es gibt wohl kein Haus hier, mit dem ich nicht etwas erlebt habe.“ Wer konnte so etwas von sich sagen? Er war ein fleißiger Seelsorger und kannte fast alle Häuser seiner Gemeinde genau, von den Villen der Kommerzienräte, in denen er frei und natürlich verkehrte, bis zu den sonnenlosen Stuben der Alten und Kranken, in die er mit seiner glücklichen Gabe eines herzlichen, aufrichtenden Wortes Licht und Wärme brachte. Das Wort, das eine einfache Frau ihm nach dem Abgang aus seinem Amt sagte: „Sie haben mir mein schweres Leben tragen helfen“, ist mir immer als der schönste Lebensdank erschienen, den man ernten kann.

Wir Kinder wurden von früh an in das Leben der Gemeinde hineingezogen und mit kleinen Aufgaben, Bestellungen, Austragen kleiner Gaben u. a. beauftragt. Es verging kein Weihnachten, wo wir nicht mit Päckchen ausschwürmten und vor allem nicht nach dem Christnacht-Gottesdienst mit meinem Vater in einer Reihe von Krankenzimmern Weihnachtslieder sangen. Der Anblick dieser armseligen Stuben, in die oft wir erst ein Tannenbäumchen und Kerzen hineinbrachten, der säuerliche Geruch dieser Stätten eines manchmal jahrzehntelangen Leidens, das Aufstrahlen der Augen und der rührende Dank der Kranken waren der rechte Hintergrund unserer eigenen Weihnachtsbescherung. Dass sie sich um ein paar Stunden

verspätete, nahmen wir gern in Kauf. Wir hätten diesen Zwischenakt zwischen der festlichen Christvesper in der überfüllten Kirche mit ihren zwei mächtigen Weihnachtsbäumen und unserer eigenen fröhlichen Familienfeier nicht missen mögen. Im Laufe der Zeit bekamen wir alle unsere Sonderaufgaben. Ich wurde Rechner eines Stifts für alte Damen, in dem mein Vater Vorsitzender war und sich mit viel finanziellem Kleinkram herumschlagen musste. Überhaupt die mit dem Pfarramt verbundenen unzähligen Kassen waren für ihn, obwohl er einen Sinn für Ordnung in diesen anvertrauten Dingen besaß, eine starke Belastung. Sie führte in dem Hexentanz der Inflation wesentlich mit zu einem schweren Zusammenbruch bei ihm. Mir war die kleine Vergütung für diese Arbeit als Aufbesserung des Taschengeldes sehr willkommen. Außerdem ging ich gern zu den nötigen Besprechungen in das schlossartige alte Haus und die oft recht kultivierten Zimmer. Außerdem arbeitete ich jahrelang im Kindergottesdienst mit. Ich kannte ihn natürlich von Kind auf, allerdings als Zögling eines wenig erfreulichen Helfers, dem mein Vater mich aus übertriebener Gerechtigkeit zugeteilt hatte statt der vor uns sitzenden Gruppe der uns so nahestehenden Lotte Beyrich. Zum Ausgleich hörte ich mit halbem Ohr, so gut ich verstehen konnte, ihrem Unterricht zu und meldete mich sogar einmal zu ihrem blassen Schrecken, als ihre ganze Gruppe bei einer Frage versagte. Ich glaube, dass meine eigene Helferzeit mir dann pädagogisch und als Übung für eine einfache, anschauliche Entfaltung biblischer Texte recht nützlich gewesen ist.

Aber allmählich erhielt ich – ebenso meine Geschwister später – auch persönlichere Aufgaben. So beauftragte mich mein Vater, einem Patienten der Görlitzer Nerven- und Irrenanstalt Religionskunde zu geben. Ich weiß nicht mehr warum. Er war Prager Jude, älter als ich; wollte er übertreten, sollte er noch konfirmiert oder nur geistig beschäftigt werden? Er war ein liebenswerter Mensch, nicht eigentlich geisteskrank, aber Epileptiker und dadurch auch geistig sehr reduziert. Es war unheimlich, durch die verschlossenen Türen, an den Gittern der Tobsuchtsgefährdeten vorbei, zu ihm vorzudringen. Im Unterricht mischten sich bei ihm menschliche Herzlichkeit, Scharfsinn und partielle Verblödung sehr merkwürdig. Man musste ihn ständig genau im Auge behalten, um an dem starren Ausdruck das Herannahen eines Anfalls zu beobachten und möglichst noch einen Wärter herbeizurufen, damit er sich nicht verletzte.

Viel länger und tiefer beschäftigte mich eine andere Aufgabe. In meinen späteren Gymnasialjahren vertraute mein Vater mir den Besuchsdienst bei einer Frau aus der Gemeinde an, die zu seinen schwersten Seelsorgefällen gehörte. Ich bewundere heute noch seinen Mut dazu. Aber er hatte wohl

einfach nicht die nötige Zeit dafür, und die Frau brauchte es, dass jemand so oft wie möglich nach ihr sah. Sie war in ihrer Weise eine großartige Natur, mit Ausschlägen des Temperaments und der Seele, wie man sie nicht oft erlebt, weit über ihre Volksschulbildung hinaus klug, voll Humor, sie konnte hinreißend lachen, aber ebenso schnell herzerreißend weinen, tief fromm, aber unberechenbar heimgesucht von Zweifeln, die an die Wurzel gingen, von schweren Anklagen gegen sich selbst und von bitteren, hilflosen Fragen nach Gott und seiner Liebe. Sie stammte aus dem bayerischen Luthertum, dessen orthodoxer Strenge sie entwachsen war, und war meinem Vater leidenschaftlich dankbar für seine freiere, menschliche Predigtweise. Aber zugleich hatte sie immer Heimweh nach dem heimatlichen Ansbach und war so weder hier noch dort wirklich zu Hause, fremd in der großen Mietskaserne, in der sie mit ihren beiden halbwüchsigen Kindern wohnte, deren Verständnis ihre zerrissene Natur natürlich weit überforderte. Sie war mit einem furchtbaren Lebensproblem geschlagen, an dem ihre inneren Nöte immer neue Nahrung fanden. Ihr Mann, ein hochgeschätzter Werkmeister in einer Maschinenfabrik, war im Felde Opfer eines Unfalls geworden: er war in den anlaufenden Propeller eines Flugzeugs geraten. War es wirklich eine Unachtsamkeit, die sie dem besonnenen Manne eigentlich nicht zutraute? Oder hatte er unter der Last, die diese Ehe für ihn bedeutete, den Tod gesucht? Sie wusste gut genug, dass ihre heftige Art und ihr nicht zur Ruhe kommendes Problematisieren, das – wie immer bei solchen Naturen – die Nächsten rücksichtslos beanspruchte, weit über das hinausging, was er leisten konnte. Man konnte sich leicht ausmalen, was er auch bei größter Liebe und Geduld neben ihr gelitten hatte. Aber was sollte man als Siebzehnjähriger zu diesen Fragen sagen? Man lernte eigentlich nur eins: dass wichtiger als alle Worte oder die Lektüre, die man ihr brachte, das Hören und das unbeirrte Wiederkommen war. Auch dann, wenn man soundso oft an der verschlossenen Haustür fortgeschickt wurde und doch an ihrer Stimme merkte, in welcher Verzweiflung sie steckte. Jedenfalls, was Anfechtung ist, habe ich dort gespürt, längst ehe ich das Wort und die Sache bei Luther kennen lernte. Dazwischen konnten dann ganz harmlose Besuche mit fröhlichen Gesprächen und Diskussionen liegen, bei denen sich ihr Scharfsinn und ihre gute Schulung durch den heimatlichen Unterricht zeigten. Das schöne persönliche Verhältnis, das aus alledem im Laufe der Zeit erwuchs, führte auch dazu, dass ich in den Sommerferien 1918 auf einer Reise nach München unbedingt ihre Verwandten in Ansbach besuchen musste. Es war die erste große Reise meines Lebens, ermöglicht durch ein Stipendium, das ich von der Schule zum Besuch des Deutschen Museums erhalten hatte. Ich lernte dabei die bayerischen Re-

servatrechte in der Lebensmittelversorgung am eigenen Leibe kennen. Die guten Verwandten setzten mir ein so reichliches und fettes Essen vor, dass mein Magen die ungewohnten Dinge in der Nacht alle wieder von sich gab. Durch den Studienbeginn wurde der persönliche Kontakt seltener, immerhin noch eine regelmäßige Ferienaufgabe. Später wurde er nur noch hin und wieder schriftlich aufrecht erhalten. Aber die Jahre der schwersten inneren Stürme waren, so weit ich sehen konnte, wohl auch vorüber.

LANDPFARRHÄUSER UND RITTERGÜTER

Görlitz war eine Kreisstadt und hatte darum zahllose Beziehungen zu dem umgebenden Lande. Sie gingen entweder nach Norden in das große Wald- und Heidegebiet mit walddreichen Gütern oder den vielen Glasfabriken in und um Penzig, die aus der Nutzung des feinen Sandes entstanden waren. Oder sie gingen in die behaglichen Dörfer und die Güter der fruchtbaren Oberlausitz. Für das, was ein schönes Dorf ist, hatten wir immer einen bestimmten, anderswo selten erreichten Maßstab. Diese langgestreckten, sauberen Waldhufendörfer aus der Kolonisationszeit, die sich im Vorgebirgsgelände an einem Bach hinzogen, die einzelnen Höfe stolz und ziemlich weit voneinander auf kleinen Anhöhen gelegen, von großen Linden überragt, an der Basis ihrer Felder, Wiesen und ihres Waldbesitzes. Die großen Höfe wie die kleineren an der Straße gelegenen Häuser waren durch dunkles, flache Nischen bildendes Fachwerk verziert, an dem Wein wuchs oder hochgezogene Rosen, Malven oder Rittersporn standen. Irgendwo in der Dorfmitte lag die Kirche. Sie war fast immer evangelisch, da der zum ehemaligen Kursachsen gehörenden Oberlausitz die schlesische Gegenreformation erspart geblieben war. Die Kirchen waren meist malerisch und gut gepflegt, manchmal noch schmale, gotische Räume, manchmal barocke oder klassizistische Predigtkirchen, und dazwischen eine Kostbarkeit wie die Rokoko-Kirche von Deutsch-Ossig. Die schlanken Spitzen, Zwiebeltürme oder nach schlesisch-böhmischer Art von Laternen durchbrochenen Hauben boten die Kennzeichen, an denen man auf weite Entfernung die Dörfer unterscheiden konnte. Zu den meisten gehörte ein Rittergut mit Schloss und Park und oft auch eine herrliche Lindenallee. Für gewöhnlich lagen Ritter- und Bauerngüter in einem Dorf beisammen. Selten bildete ein Gut einen ganzen Dorfbezirk.

Wohin unsere persönlichen Verbindungen führten, hing im Allgemeinen von dem Zufall der Schulkameradschaft ab. Aber jeder von uns hatte ländliche Freunde oder Freundinnen und damit irgendein Pfarr- oder Gutshaus, das er näher kennen lernte. In meiner Klasse war während des

größten Teils der Schulzeit kein Landpfarrerssohn aus der Görlitzer Gegend. Erst in den letzten Jahren übernahm der Vater von Hanfried Müller, der bei seinem Großvater in unserer Nähe gewohnt hatte und zu unseren engsten Spielkameraden gehörte, die Gemeinde in Leschwitz. Er war längere Zeit Mitarbeiter von Friedrich Naumann (wohl in dessen Frankfurter Zeit) gewesen und sehr an sozialen Problemen interessiert. Ich sah ihn aber selten und er starb, ehe ich so weit war, ihn näher nach diesen Dingen fragen zu können. Meine Kenntnis blieb im wesentlichen auf die Pfarrhäuser beschränkt, mit denen meine Eltern enger verkehrten, von gelegentlichen Besuchen in anderen abgesehen. Ich bewahre in der Erinnerung vor allem zwei ganz verschiedene. Das eine war das Pfarrhaus in Hermsdorf in einem richtigen, baumreichen Pfarrgarten neben der alten gotischen Kirche. Der Vater, ein Mann mit einem bärtigen Gelehrtengesicht, gehörte zur großen schlesischen Familie der Petran, die eng mit dem Frankensteiner Diakonissenmutterhaus verbunden war. Es hat nach dem Kriege seine Zuflucht in Wertheim am Main gefunden und wird heute von einer seiner Töchter geleitet. Der Vater mit seinem stillen Humor wie die höchst munteren Töchter, etwas älter als wir, mit ihren vergnügten Spielen zogen uns hinaus, nicht weniger allerdings die reichen Beerensträucher des Gartens. Ganz anders war das zweite, das Pfarrhaus in Zodel. Die Gemeinde galt als reich. Das zeigte das große, lichte Haus und der herrliche weiträumige Garten. Sie waren die gegebene Umwelt für Pfarrer Albrecht mit seinem schönen, freundlichen Künstlergesicht und seine Frau, die weitaus vornehmste Erscheinung unter den befreundeten Pfarrfrauen. Er war ein hervorragender Musiker und Liturg. Abends im Garten zu sitzen und ihn am Flügel spielen zu hören, war unvergesslich. Die Kinder waren viel jünger als wir. Albrechts haben später Schweres erlebt. Zwei Söhne fielen als Offiziere. Der dritte, der sich, wie ich früher (S. 158) erzählt habe, nach dem Kriege abenteuerlich wieder über die Neiße in seine Pfarrstelle durchgeschlagen hatte, ist mit jungen Jahren plötzlich gestorben. Auch der Vater, der noch in ein Görlitzer Pfarramt gewechselt hatte, ist früh heimgegangen. Es wäre noch manches von anderen Landpfarrern und ihren Häusern zu erzählen. Ein Gelehrtengesicht taucht noch öfter in der Erinnerung auf: das des Friedersdorfer Pfarrers Buchmann, der als Bibliander gern lateinische oder griechische Postkarten schrieb, oder das stille, humorvolle Gesicht von Pastor Koch in Nieder-Langenau, eines einstigen Pfortensers, der als alter Hallenser Sängerschaffer meinem Vater verbunden und ein naher Freund meiner Eltern war. Aber auch uns Heranwachsende nahm er in reizender Weise ernst. Besuche draußen in der Heide-landschaft gehörten zu den besonderen Freuden, freilich viel mehr für

meinen Bruder, der dort einen Altersgenossen hatte. Seine Domäne war auch das originellste Pfarrhaus des Görlitzer Kreises, frei von jedem Hauch der Gelehrsamkeit, erfüllt von der burschikosen Vitalität des Vaters, dem Leben der sieben Kinder und zusammengehalten durch die Geduld der zarten, blassen Mutter: das Haus Scheibert in Lissa. Er war Pfarrer im brasilianischen Urwald gewesen, und es war unser höchstes Vergnügen, ihn von seinen Jagdabenteuern erzählen zu hören; je schöner sie waren, um so neuer waren sie auch für seine Frau. In seinem Element war er erst wieder als Landwehrhauptmann während des Ersten Weltkrieges, wovon er nicht weniger komisch in souveränem Militärjargon erzählte. Die dörfliche Pfarre war eigentlich zu eng für ihn. Dass er sich später von den nationalsozialistischen Größen nicht imponieren ließ, war nicht zu verwundern. Meine Beziehungen zum Scheibertschen Pfarrhaus waren gering, da ich keinen Gleichaltrigen dort hatte, um so intensiver die meiner Geschwister. In den schlimmen Verkehrsverhältnissen der Nachkriegszeit nahmen meine Eltern mehrere von den Töchtern für längere oder kürzere Zeit ins Haus.

Wir lernten die Dörfer der Oberlausitz aber ebenso auch von dem andern Brennpunkt her kennen, der ihr Leben bestimmte, von den Gütern her. Jeder von uns hatte durch Klassenkameraden Verbindung zu irgendeinem der Gutshäuser und war öfters draußen, so wie die Gutskinder bei uns. Es war freilich – z. T. zufällig – nicht der Oberlausitzer Adel, mit dem wir in Beziehung kamen, bis Heinz von Witzleben aus der sächsischen Oberlausitz als Pensionär in unser Haus kam und sich daraus Einladungen für meinen Bruder nach Cunewalde ergaben. Aber die Güter waren sowieso vielfach nicht mehr im Besitz der alten Adelsfamilien, sondern in die Hände bürgerlicher Landwirte übergegangen, die oft hervorragend tüchtig waren, wie der angesehene Herr Gebhardt in Liebstein oder mein Freund Alfred Daniels, dessen Aufstieg ich später miterlebte. Der Weg in sein Elternhaus in Krobnitz führte mich auf die zweite Stufe in der Hierarchie der Gutsherrschaft, in das vom Schloss durch den Park getrennte und dem Gutshof zugehörnde Inspektorenhaus, einfach und kleinbürgerlich im Zuschnitt, aber als Befehlsstand des ganzen Betriebes interessanter und lebendiger, als es das Schloss je für mich hätte sein können. Dort lebte der alte Graf Roon. Es war Fideikommiss und Majorat, schon das eine mir unbekannte, interessante und nicht unproblematische Erbschaftsform (Vererbung des Gesamtbesitzes auf den Stammhalter). Der älteste der Enkel, die bei den Großeltern öfters die Ferien verbrachten und mit uns spielten oder herumstromerten, ließ für die Zukunft des Besitzes nicht viel Gutes erwarten. Der Name des alten Kriegsministers gab dem Gut noch

immer seinen Glanz. Sein Grab inmitten des schönen Parks im „Friedenstal“ war gleichsam die Kultstätte des Dorfes, das nur aus dem Gutsbezirk bestand und keine eigene Kirche hatte: „Das Mausoleum“, ein zum ersten Mal gehörter Name – Halikarnass in der Oberlausitz. Da man von dem „Paladin“ des alten Kaisers durchaus eine lebendige Vorstellung hatte – schließlich auch dadurch, dass die Stadt Görlitz dem bedeutendsten Mann ihres Landkreises ein Denkmal auf dem Wilhelmsplatz errichtet hatte – überlief einen doch eine leichte historische Gänsehaut, wenn man die Treppen hinabstieg und durch die Fenster der Bronzetüren auf den Sarg blickte. Sonst aber galten die vielen Besuche, die ich in Krobnitz gemacht habe, ganz dem Gutsleben selbst: den Ställen und Scheunen, den Leuten auf den Feldern, den kleinen Botengängen, dem Teschingschießen, den Radfahrten in die Nachbardörfer oder zur mächtigen, rauchgeschwärmten „Zigeunerhöhle“ in den Königshainer Bergen. Dass ein Landwirt seinen Beruf verfehlt hatte, wenn er nicht über eine unglaublich kräftige, metallene Stimme verfügte, die ihn bis in den letzten Winkel des riesigen Hofes allgegenwärtig machte, erlebte ich an dem alten Herrn Daniels zum ersten Male, genau so wie später an seinem Sohn oder an Onkel Karl von Schütz und Herrn Knuth, dem Lüskower Administrator. Auch das freundschaftliche Respektsverhältnis zu dem netten Nachbarpfarrer war mir ein lehrreicher Eindruck. Nicht weniger freilich, dass es unter einer aufrichtigen Kirchlichkeit selbst in einem Hause wie dem Danielsschen Reste von ländlichem Aberglauben gab. So musste ich einmal in der Nacht zum Oster-sonntag mit Alfred zusammen das „Osterwasser“ aus dem ziemlich weit entfernten Bach holen, mit dem sich die Familie am Morgen wusch, um im nächsten Jahre gesund zu bleiben. Wir durften unterwegs kein Wort miteinander sprechen, sonst wäre die Kraft des Wassers dahin gewesen; bei totaler Dunkelheit und Unkenntnis des Weges gar nicht so einfach. Es war deutlich zu spüren, dass eine zweifelnde oder spöttische Bemerkung fehl am Platze gewesen wäre. In etwas gespenstischer Erinnerung steht mir auch ein Besuch in dem alten Schlösschen Döbschütz, einem Vorwerk des Krobnitzer Ritterguts. Es war ein einstiges Wasserschloss mit Graben und Türmchen, kleiner, aber viel reizvoller als das von Roon in den siebziger Jahren erbaute Palais. Seit vielen Jahren unbewohnt, gehörte es den Spinnen, Mäusen und Ratten. Man ging wie durch ein Dornröschenschloss, und als sich an einem der zerbrochenen Fenster ein Fläschchen mit blutrotem Inhalt fand, war der Verdacht eines Mordes schwer zu widerlegen. Später hat der alte Herr Daniels, der inzwischen zum Pächter von Krobnitz aufgestiegen war, das Gut Döbschütz der wirtschaftlich wenig befähigten Roon-Familie für seinen Sohn abgekauft. Und dieser machte ein

Schmuckkästchen aus dem alten Schlösschen – bis er wie alle Gutsbesitzer nach 1945 enteignet und sofort ins Gefängnis gesetzt wurde. Zeitweilig freigelassen, brach er selbst in sein Schloss ein und holte noch einige Wertgegenstände heraus.

Sehr anders, doch in seiner Weise nicht weniger lehrreich, war der Einblick, den wir in das Gutshaus Mengelsdorf erhielten, das der – ich weiß nicht wodurch – schwerreiche Herr Güterbock erst kürzlich in seinen Besitz gebracht hatte. Es war mit seinen 3000 Morgen eins der großen Güter der Oberlausitz, mit guten Böden, Wald und einem ziemlich neuen, durch und durch modernisierten Schloss, das alle benachbarten Gutshäuser in den Schatten stellte. Die Tochter Eva war eine Klassengenossin der älteren meiner Schwestern und wegen der schlechten Verkehrsverhältnisse der Kriegszeit längere Zeit bei uns als Pensionärin untergebracht. Daraus entwickelte sich eine lebhaftige Beziehung zu unserer Gesamtfamilie, so dass auch wir anderen Geschwister oft draußen waren. Hier wurde mit sehr viel Geld gute Sitte zelebriert. Lehrmeisterin war die stattiöse Hausdame, die nach der Scheidung der Eltern den Haushalt versorgte und die beiden Töchter – und wenn wir da waren, auch uns – nach allen Kunstregeln des vorgeschriebenen Benehmens erzog. Der servierende Diener, das herrliche Silber und Porzellan, die behaglich eingerichteten Gästezimmer, die Teppiche und dicken Läufer auf allen Treppen, die englischen WCs, die mächtige Diele mit den schweren Ledersesseln um den gemütlich geheizten Kamin – alles war *comme il faut*, nur ohne Geschichte und ohne Seele. Der verschlossene Vater war selten zu sehen, oft verreist. Ich weiß nicht, wie weit er seinen Besitz überhaupt selbst leitete. Dass das Schloss etwas mit Landwirtschaft zu tun hatte, war kaum zu merken. Man kam auch so gut wie gar nicht auf den Hof oder die Felder. Statt dessen konnte man still für sich lesen und arbeiten und machte zum Tee oder nach dem Abendbrot Konversation. Das war für mich als Primaner durchaus nicht reizlos, zumal die ältere Schwester, die die Schule schon hinter sich hatte, begabt und philosophisch interessiert war und die Gelegenheit zu solchen Gesprächen, die auch die Hausdame schätzte, allzu gern ergriff. Uns taten die beiden vereinsamten Mädchen in ihrem goldenen Käfig recht leid. Und es war begreiflich, dass Eva sich in der notvollen Enge unseres kinder- und lebenserfüllten Hauses viel wohler fühlte als in der kalten Pracht ihres Schlosses. Für uns war es natürlich ein Vergnügen, uns von Zeit zu Zeit dadurch beglänzen zu lassen. Und die kräftige Nahrung und die Lebensmittel, die aus Dank für das, was meine Eltern an Eva taten, hin und wieder mitgeschickt wurden, waren in den letzten Hungerjahren des Krieges auch nicht zu verachten. Die immer schon etwas gespenstische Welt hat ein unheimli-

ches Ende gefunden, von dem ich nur noch habe erzählen hören. Beide Töchter hatten geheiratet, waren geschieden worden und lebten, miteinander verfeindet, wieder in zwei Flügeln des Schlosses, das mehr und mehr herunterkam. Die Jüngere nahm Pensionsgäste. Ungeschicklichkeiten wirtschaftlicher Art, die sie dabei machte, und der Anteil jüdischen Blutes, den sie hatten, brachte schließlich beide ins KZ. Die Ältere erhielt dort einen Posten in einer Registratur, welche diejenigen passieren mussten, die zur Vergasung bestimmt waren – so eines Tages auch ihre Schwester.

Neben den Rittergütern gab es fast in jedem Dorf auch schöne Bauerngüter. Ich habe sie vor allem während des Krieges bei meiner Jagd auf Goldfuchse kennen gelernt. Aber es bestanden auch andere, freundlichere Verbindungen. In unserer Kinderzeit namentlich zu den prächtigen Exners in der Stadtgärtnerei vor der Stadt, wo wir öfter einmal einen Besuch machten. Ich habe die stattliche Frau noch vor Augen, wie ich sie auf dem Wochenmarkt dicht bei unserem Gymnasium oft gesehen habe, ein freundschaftlich erwärmender Beziehungspunkt in dem Gewirr des riesigen Marktes. Während die Rittergüter nach 1945 enteignet und die Gutshäuser z. T. – ich weiß nicht wie viele – abgerissen wurden, blieben die Bauerngüter erhalten. Die Verbindung zu einigen wurde noch einmal zu einer unschätzbaren Hilfe, als ich Anfang November 1946 zu einem Vortrag in Görlitz war und mit Fahrrad und Handwagen, z. T. mit meinem Vater, Zentner von Mohr- und Kohlrüben und roten Rüben zusammenkarrte, teils als Wintervorrat für die Eltern, größtenteils – 4 Kisten und ein Reisekorb – als jubelnd begrüßte Beute für unsere sechsköpfige Familie in der miserablen Leipziger Ernährungslage. Das war das letzte Geschenk des heimatlichen Landes.

Nachwort

Das im Vorangehenden abgedruckte Manuskript über Görlitz, die „Stadt an der Neiße“, entstand Anfang der 1960er Jahre. Über den Charakter der hier festgehaltenen Schilderungen schreibt mein Vater selbst in einem kurzen Vorwort: „Die folgenden Blätter enthalten nicht Jugenderinnerungen – die haben viele andere schöner und gültiger geschrieben, als ich es könnte –, sondern Erinnerungen an die Stadt meiner Jugend. Sie überkamen mich in der Stille einer längeren Krankheit, in einer der ersten Fiebernächte standen Titel und Art der Schilderung plötzlich vor mir. Ich habe sie z.T. noch in der Klinik, mehr noch in der folgenden Erholungszeit niedergeschrieben. Zur rechten Zeit kam mir der ausgezeichnete kunstgeschichtliche Führer von Ernst Heinz Lemper (Leipzig 1959) in die Hand, dem ich manche Hinweise und Daten entnehmen konnte. Sonst hatte ich außer

einigen kleinen persönlichen Erkundigungen keine Hilfen zur Hand. So werden manche Fehler zu finden sein. Ich wäre für Verbesserungen dankbar.“

Wenn diese Schilderungen nach nun ca. 45 Jahren an dieser Stelle einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht werden, so geschieht dies in der Hoffnung, der vielschichtige und detailreiche Einblick in das Görlitzer Leben aus der Zeit um den ersten Weltkrieg möge – über das rein Persönliche hinaus – einen willkommenen Eindruck von dem damaligen sozialen, kulturellen und menschlichen Reichtum dieser Stadt geben, die sich jetzt unter so andersgearteten Bedingungen und Perspektiven neu finden und entwickeln muß.

Die Erinnerungen stammen aus dem Pfarrhause von Georg Bornkamm (1873-1950), seit 1905 Görlitzer Pfarrer sowie seit 1928 dortiger Superintendent. Wegen seiner Zugehörigkeit zur Bekenntenen Kirche 1934 aus der Superintendentur entlassen, konnte er jedoch im Pfarramt verbleiben. Der Verfasser der vorliegenden Blätter, sein Sohn Heinrich Bornkamm (1901-1977), Ältester von vier Geschwistern, ebenfalls Theologe und Schüler insbesondere des Berliner Kirchenhistorikers Karl Holl, lehrte als Professor für Kirchengeschichte in Gießen (1926), Leipzig (1935) und Heidelberg (1948). Seine Forschungen konzentrierten sich vor allem auf die Theologie und Gestalt Luthers sowie deren Umfeld und geistesgeschichtliche Wirkungen. Hinzu trat ein besonderes Interesse an Problemstellungen des 19. Jahrhunderts. Aus seiner Feder stammen Monographien, Aufsätze, Vorträge und Predigten. An Buchtiteln sind besonders zu nennen: Luther und Böhme (1925); Luther und das Alte Testament (1948); Luthers geistige Welt (1947 u.ö.); Einkehr. Rundfunkbetrachtungen (1958); Das Jahrhundert der Reformation (1961 u.ö.); Luther im Spiegel der deutschen Geistesgeschichte (1955 u.ö.); Luther. Gestalt und Wirkungen (1975); Luther in der Mitte seines Lebens. Das Jahrzehnt zwischen dem Wormser und dem Augsburger Reichstag (aus dem Nachlaß hg. v. Karin Bornkamm, 1979).

Karin Bornkamm

Heinrich Bornkamm, Miasto nad Nysą (Görlitz)

Mocno autobiograficznie napiętnowana relacja autora ukazuje stosunki wyznaniowe i społeczne panujące w mieście Görlitz w okresie między pierwszą i drugą wojną światową. Heinrich Bornkamm, późniejszy słynny historyk Kościoła w Heidelbergu, przeżywał te lata jako syn superintendenta Georga Bornkamma. Jego ojciec był proboszczem w okręgu parafialnym kościoła św. Krzyża, położonym na południe od Starego Miasta, określanym przez autora jako „przedmieście”, i był odpowiedzialny za budowę nowoczesnego jak na owe czasy kościoła pw. św. Krzyża. Przedstawienie losów tej budowy i szczególnie bliskich kontaktów ojca z architektem zajmuje dlatego znaczną część tej relacji. Sprawozdanie to ukazuje życie w Görlitz, jakie przeżywał on jako uczeń, w szczególności jego nauczycieli przy szkole Augustineum, pastorów i kolegów ojca, lecz również wpływowych członków rady parafialnej, notabli i kupców tego miasta.